ANTI-HAECKEL

EINE REPLIK

VON

DR. FRIEDRICH LOOFS
PROFESSOR DER KIRCHENGESCHICHTE IN HALLE A. S.

FÜNFTE
MIT DER VIERTEN WESENTLICH ÜBEREINSTIMMENDE
AUFLAGE

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1906

Mulzer
Jan. 1920.

ANTI-HAECKEL

EINE REPLIK

VON

DR. FRIEDRICH LOOFS
PROFESSOR DER KIRCHENGESCHICHTE IN HALLE A. S.

FÜNFTE
MIT DER VIERTEN WESENTLICH ÜBEREINSTIMMENDE
AUFLAGE

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1906

Vorwort zur fünften Auflage.

Seit Jahren war dies Büchlein vergriffen. Es neu zu bearbeiten hatte ich und habe ich keine Lust. Doch haben die nicht aufhörenden Nachfragen mich schließlich bestimmt, in einen Neudruck der vierten Auflage zu willigen.

Dabei sind die „Beilagen“ II—IV der früheren Auflagen in den Text selbst aufgenommen worden, und Beilage I, ein Abdruck mehrerer Seiten aus dem 17. Kapitel der „Welträtsel“, ist gestrichen. Sodann habe ich der Polemik gegen den Herausgeber der „Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik und Antikritik“ durch Unterdrückung seines Namens und einiger gegen ihn persönlich sich richtender Ausführungen die Spitze abgebrochen: es wäre ungerecht und zwecklos, die verunglückte Verteidigung Haeckels, die er vor nun bald sieben Jahren sich zu Schulden kommen ließ, noch heute weiter zu berücksichtigen, als es zum Zweck der Widerlegung Haeckels nötig ist. Endlich habe ich in neuen Anmerkungen, die, ebenso wie einige kleine Hinzufügungen im Texte und einige neue Sätze in alten Anmerkungen, durch eckige Klammern als Zusätze der fünften Auflage gekennzeichnet sind, auf die „Volksausgabe“ der „Welträtsel“ Rücksicht genommen. Übrigens ist diese fünfte Auflage, von der Auslassung eines unrichtigen Satzes über Saladin abgesehen, ein genauer Abdruck der vierten.

An Stelle weiterer Vorbemerkungen möge der Leser freundlich aufnehmen, was ich aus meiner Vorrede zu der englischen Übersetzung des Anti-Haeckel hier folgen lasse.

Halle, am 15. September 1906.

Loofs.

Aus der Vorrede zum englischen Anti-Haeckel.

Mein Anti-Haeckel ... ist in mancher Hinsicht veraltet: die *„Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik und Antikritik“* ist längst eingegangen; die von mir kritisierte *„Erklärung“*, die Haeckel in dieser Zeitschrift mir entgegensetzte, hatte für ihn zweifellos nur ephemere Bedeutung; und in der „Volksausgabe“ seiner „Welträtsel“ hat Haeckel einige seiner von mir angegriffenen Sätze geändert oder gestrichen. ... Doch, wenn auch Haeckels *„Erklärung“* in der eingegangenen Zeitschrift für ihn selbst nur vorübergehende Bedeutung hatte, so ist doch ihre ganze Haltung und die skrupellose Unüberlegtheit, mit der Haeckel von der Zeitschrift selbst in sehr bedenklicher Weise sich „retten“ ließ [vgl. unten S. 66 f.], noch heute charakteristisch für seine wissenschaftliche Sorgfalt und seine Wahrhaftigkeit. Meine Broschüre ist daher doch nicht ganz veraltet.

Ja, in gewisser Weise kann sie jetzt eindrucksvoller sein als vor drei Jahren. Ein jugendlicher Verteidiger Haeckels, der sie einer ebenso anmaßenden als haltlosen Kritik unterzogen hat (vgl. „Die Zukunft“ vom 1. August d. J. [1903] und meine Antwort in derselben Zeitschrift, Nr. 47 vom 22. August), suchte im Eingange seines Artikels sein dilettantisches Eintreten für Haeckel mit der Bemerkung zu rechtfertigen: *noch immer herrscht der Wahn und befestigt sich täglich, Haeckel sei auf theologischem Gebiet von Loofs gerichtet und gezüchtigt worden* (S. 194). In der Tat kenne ich keinen akademischen Lehrer, der öffentlich meiner Kritik gegenüber für Haeckel Partei genommen hätte. Die beiden großen wissenschaftlichen Literaturzeitungen Deutschlands, das *„Literarische Zentralblatt“* (1900

col. 1517) und die *„Deutsche Literaturzeitung“* (1900 col. 3167 f.), haben, als sie mein Buch anzeigten, mir im wesentlichen zugestimmt; Professor Friedrich Paulsen, der bekannte Berliner Philosoph, hat in einem vernichtenden Aufsatze über *„Ernst Haeckel als Philosoph“* (Preußische Jahrbücher 1900, S. 29 ff.) mein Urteil über das 17. Kapitel der Welträtsel sich angeeignet (S. 60); ebenso urteilte Erich Adickes, damals Professor der Philosophie in Kiel, jetzt in Münster [Tübingen], in seiner Broschüre *„Kant contra Haeckel“* (1901, S. 104); und selbst der Göttinger Philosoph Julius Baumann, der in gewisser Weise den theologischen Gegnern gegenüber für Haeckel eintritt, sagt: *„Das Kapitel Häckels »Wissenschaft und Christentum« hat die »Naturwissenschaftliche Rundschau« getadelt wegen des Tons, in welchem religiöse Fragen besprochen werden. Nicht bloß das aber ist zu rügen, sondern es ist allem zuzustimmen, was Loofs, Professor der Theologie in Halle, in seinem »Anti-Haeckel« (3. Auflage) Häckel nachweist, wie arg er sich in seinen Gewährsmännern vergriffen habe, und wie wenig er mit der neueren theologischen Wissenschaft bekannt sei“* (*Häckels Welträtsel nach ihren starken und ihren schwachen Seiten*, Leipzig 1900, S. 66 f.). Freilich bin ich von sozialdemokratischen Zeitungen, von Schülern Haeckels (vgl. Heinrich Schmidt, *Der Kampf um die „Welträtsel“*, Bonn 1900) und von werdenden Literaten, die ihre Sporen noch zu verdienen haben (wie dem Verfasser des obenerwähnten Artikels der *„Zukunft“* und anderen), in gröbster Weise deshalb angegriffen worden, weil ich es gewagt hatte, den großen Haeckel anzutasten. Aber die berufsmäßigen Vertreter der Wissenschaft — auch der Naturwissenschaft, soviel ich weiß — haben Haeckel gegenüber den Angriffen von Paulsen und mir im Stich gelassen. Dies hätte Haeckel, wenn es ihm wirklich um die wissenschaftliche Wahrheit zu tun wäre, bestimmen müssen, die angegriffenen Stellen seines Buches entweder zu berichtigen, oder sie mit wissenschaftlichen Gründen zu verteidigen. Doch was hat er getan? Er hat den Beifall, den die wissenschaftliche Welt ihm versagt hat, bei den Massen gesucht: er hat eine „Volksausgabe“ seiner „Welträtsel“ veranstaltet, die, abgesehen von wenigen Änderungen und einem *„Nachwort“*, im wesentlichen den

alten Text gibt. Gerade diese Änderungen und die Ausführungen des „Nachwortes“ sind es, die meine Broschüre jetzt eindrucksvoller machen können, als sie vor drei Jahren war.

In dem *„Nachwort“* der „Volksausgabe“ gibt Haeckel zu, daß *„der theologische Teil“* seines Buches *„der weitaus schwächste und angreifbarste“* sei (S. 165), versichert, daß er *nicht schlechthin ein „Feind des Christentums“* sei, vielmehr *„stets den wertvollen Kern seiner reinen Sittenlehren anerkannt habe“* (S. 166), und sagt von „Saladin“: *„Daß ich mich in meinem 17., besonders hart angegriffenen Kapitel mehrfach auf diese Autorität bezogen habe, ist mir von meinen theologischen Gegnern zum allerschwersten Vorwurf gemacht worden. Wie weit dieser sachlich berechtigt ist, vermag ich nicht zu entscheiden, da die spezielle Theologie mir zu fern liegt. Ich kann nur entgegnen, daß erstens Saladin unzweifelhaft ein sehr vielseitig gebildeter Theologe ist* — Wie kann der ein solches Urteil abgeben, dem die Theologie „fern liegt“! — Vgl. auch unten S. 29 Anm. 1 —, *und daß andererseits seine unumwundene Kritik der Bibel, besonders der klare Nachweis unzähliger Irrtümer und Widersprüche in diesem »Wort Gottes«, dem unbefangenen gesunden Menschenverstand ohne Weiteres einleuchtet. In vielem Einzelnen hat gewiß Saladin — zu dem ich keinerlei persönliche Beziehungen habe — ebenso geirrt, wie alle anderen Bibel-Ausleger. Auch muß ich vielfach den gehässigen Ton seiner scharfen Angriffe auf »Jehova's Gesammelte Werke« mißbilligen“* (S. 167). Trotzdem hat Haeckel sein 17. Kapitel faktisch unverändert gelassen! Nur folgende Änderungen sind in der „Volksausgabe“ zu bemerken: das Konzil von Nicaea wird jetzt richtig auf das Jahr 325 datiert (S. 125 und 127); in der Geschichte von dem *„Bücherhüpfen“* (S. 125 b) ist der Hinweis auf das *„Synodikon des Pappus“* (1. Aufl., S. 360) weggefallen und die Geschichte wird nun lediglich auf Saladins Autorität hin erzählt; S. 126 a zählt Haeckel jetzt richtig dreizehn paulinische Briefe, nicht mehr vierzehn, und sieht die Briefe an die Römer, Galater und Korinther richtig als vier Briefe an, nicht mehr als drei; in dem Satze: *„Auch von den beiden Eltern des Paulus war (neueren historischen Forschungen zufolge) der Vater griechischer, die Mutter jüdischer Rasse“* (1. Aufl., S. 362), ist jetzt (S. 126 a)

das „*war*“ in ein „*soll... sein*“ geändert worden; der Hinweis auf den „*Sepher Toldoth Jeschua*“ (1. Aufl., S. 378) ist S. 131b gestrichen worden; die Behauptung, daß die Pandera-Geschichte „*in einem jener apokryphen Evangelien*“ sich finde (1. Aufl., S. 378), ist insofern abgeändert, als jetzt gesagt wird, die Geschichte stehe „*in einer jener apokryphen Schriften*“ (S. 131b); ein Hinweis auf Celsus ist hinzugefügt (S. 132a: *Vgl. Celsus, 178 n. Chr.*); endlich ist der häßliche Satz „*Auch andere Angaben desselben über Mirjam (hebräischer Name für Maria) lauten für die »reine Himmelskönigin« recht bedenklich*“ (1. Aufl., S. 378; vgl. unten S. 73) ganz weggelassen. Nichts weiter ist geändert worden. Die irrigen statistischen Angaben über die Religionen sind geblieben wie sie waren, obwohl Haeckels anspruchsvolle Gelehrsamkeit hier keine andere Autorität für sich hat als die Saladins (vgl. unten S. 53); selbst der ärgste Irrtum, den Haeckel sich geleistet hat — die Verwechslung des römischen Dogmas von 1854 mit der biblischen Erzählung von der Jungfrauengeburt (vgl. unten S. 56 f.) —, ist unverbessert geblieben, und die schmutzige Bemerkung Saladins, mit deren Hilfe Haeckel diese seine Glanzleistung eingetaucht hat in das pikante Parfüm der Gosse (S. 375; vgl. unten S. 72), ist (S. 131a) nicht gestrichen — trotz der Kritik, die Haeckel selbst in dem oben gegebenen Zitat über den Ton gefällt hat, in dem Saladin redet. Das beweist, daß es Haeckel mehr darauf ankommt, auf die Massen einen zweckdienlichen Eindruck zu machen, als darauf, ernst zu prüfen, was Wahrheit ist. Dasselbe wird vollends bewiesen durch die Nonchalance, mit der bei der Geschichte vom „*Bücherhüpfen*“ der Hinweis auf das „*Synodikon des Pappus*“, bei der Pandera-Erzählung der auf den „*Sepher Toldoth Jeschua*“ einfach weggelassen ist, und an Stelle „*eines der apokryphen Evangelien*“ „*eine jener apokryphen Schriften*“ eingesetzt ist. Werden Behauptungen dadurch wissenschaftlich haltbarer, daß man die Stützen, auf die sie gegründet waren, einfach ganz beiseite läßt, wenn deren Wertlosigkeit dargetan ist? Für jedes ernste wissenschaftliche Denken rückt Haeckels wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit in ein sehr helles Licht, wenn man die „Verbesserungen“, die er vorgenommen hat, mit der Kritik

vergleicht, der sie ausweichen wollen. Kirche und Christentum sind für Professor Haeckel ein *corpus vile,* dem gegenüber er die Freiheit zu haben meint, von den elementarsten Grundsätzen wissenschaftlicher Untersuchung sich zu dispensieren und die kompromittierendsten Behauptungen auszusprechen, ohne einen Beweis für ihre Richtigkeit zu liefern.

Der Abschnitt des Nachworts, der auf meine Broschüre sich bezieht, beweist dasselbe. Haeckel schreibt hier (S. 160):

„Ganz anders verhält es sich mit einem orthodoxen [? vgl. unten S. 57 mit S. 40 f. und S. 69 f.] *Theologen, mit Friedrich Loofs, Professor der Kirchengeschichte in Halle. Sein Anti-Haeckel, 1900 in Halle erschienen, ist in der Hauptsache eine auserlesene Sammlung der verschiedensten Schimpfwörter und Beleidigungen; Heinrich Schmidt hat in seiner Broschüre auf zwei Seiten (19, 20) eine Musterkarte derselben gegeben. Die ehrenvollen Bezeichnungen »Dummheit, Unwissenheit, Ignoranz, Unkenntnis, Unsinn« usw., verstärkt durch die angenehmen Beiwörter: »unglaublich, ungeheuerlich, unehrlich, unredlich, anstößig, widerwärtig, verächtlich, zu dumm« usw. — werden in diesem schmutzigen Pamphlet so oft wiederholt, daß es selbst dem frömmsten Gläubigen zu viel werden muß. Indessen hat das Machwerk von Loofs (in mehreren Auflagen weit verbreitet) auch seine komischen Seiten, und ich möchte nicht den Ausdruck des Dankes für die heiteren Stunden unterlassen, welche der fromme Hallenser Fanatiker dadurch mir und meinen Jenenser Freunden bereitet hat. Nachdem nämlich der Herr Kirchenrat* (ein Titel, den ich, nebenbei gesagt, nicht besitze) *»gezeigt hat, daß der Verfasser der Welträtsel ein normales wissenschaftliches Gewissen nicht hat und daß man ihm auf keinem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit Sorgfalt und ernsten Wahrheitssinn zutrauen kann«* [erste und zweite Auflage S. 48], *schließt er seine Philippica mit folgenden Sätzen: »Das sind harte Worte. Meine ganzen Ausführungen sind ehrverletzend für Professor Haeckel und sollen es sein.*[1] *Ich habe so geschrieben, daß jedes Gericht mich*

[1] [Hier hat Haeckel den Zwischensatz: *„Ich habe so scharf geschrieben und noch dazu die verletzendsten Worte gesperrt drucken lassen, damit Professor Haeckel nicht meint, er könne mit einer neuen Erklärung voll schöner Worte über theologische und naturwissenschaftliche Weltanschauung*

der Beleidigung des Jenenser Kollegen wird schuldig sprechen müssen, wenn ich nicht zugleich den Wahrheitsbeweis für meine Behauptungen erbracht habe. Nur durch ein richterliches Urteil nach vorausgegangenem Sachverständigen-Gutachten würde ich mich für widerlegt halten« [1. und 2. Auflage S. 48 f.]. *Dieser Gedanke ist wirklich kostbar! Die Entscheidung über die Wahrheit in dem großen Kampfe der Weltanschauungen dem juristischen Ermessen eines deutschen Richter-Kollegiums — in letzter Instanz des Reichsgerichts! — zu überlassen! Unsere braven Juristen sind gewiß zum größten Teile rechtliche Leute; aber die Befähigung zur Entscheidung über philosophische Grundfragen, zu welcher vor Allem gründliche biologische Bildung gehört, werden die meisten von ihnen wohl selbst ablehnen. Vielleicht erwartet aber Herr Kollege Loofs, daß ich ihm als Antwort auf seine ehrverletzenden Beschimpfungen einen Kartellträger schicke und ihn zu einem Duell auf »krumme Säbel oder Pistolen« fordere? Dann wird er umsonst warten! Nach meiner Überzeugung ist jedes Duell entweder als »Gottes-Urteil« vernunftwidrig, oder gehört als barbarische Unsitte zum »groben Unfug« — ganz abgesehen davon, daß diese rohe Form der Rache den milden Grundlehren der christlichen Religion direkt ins Gesicht schlägt!"*

Daß solche Sprache auf eine gewisse Klasse von Lesern Eindruck macht, schließe ich aus einigen pöbelhaften Zuschriften, die mir seit dem Erscheinen der „Volksausgabe" zugegangen sind. Aber eine Antwort sind Haeckels Ausführungen nicht. Eine Antwort hätte, so wie die Dinge liegen, die Fehler und Geschmacklosigkeiten des 17. Kapitels entschuldigen, die Charakteristik Saladins, die Haeckel in seiner *„Erklärung"* gab, rechtfertigen und zugleich die Gründe dafür angeben müssen, weshalb die trotz meiner Polemik ungeändert gebliebenen Stellen des 17. Kapitels ihren alten Wortlaut behalten haben. — Haeckel mag gedacht haben, solche Darlegungen seien unter seiner Würde. Aber der Spott, den er statt einer wirklichen Antwort von sich gibt, ist es noch mehr! Denn Haeckel mußte wissen [vgl. auch S. 8 Anm.], daß meine Broschüre mit der Frage der *„Weltanschauung"* oder mit *„philo-*

---

sich aus der Affäre ziehen", ohne die Auslassung anzudeuten, einfach unterdrückt. Vgl. unten S. 10!]

sophischen Grundfragen" gar nichts zu tun hat. Nicht „*die Entscheidung über die Wahrheit in dem großen Kampfe der Weltanschauungen*" wollte ich dem „*juristischen Ermessen eines deutschen Richterkollegiums*" überlassen, vielmehr lediglich die Frage, ob ich den Wahrheitsbeweis für die Anklagen erbracht hätte, die in meiner Broschüre erhoben sind. Meine Anklagen aber bezogen sich lediglich auf Haeckels Unwissenheit in kirchengeschichtlicher Hinsicht und auf den verächtlich gemeinen Ton seiner Ausführungen. War der Wahrheitsbeweis für diese Anklagen erbracht, so hätte kein Gerichtshof die absichtlich scharfen Ausdrücke, die ich gebraucht habe, als strafbare Beleidigungen ansehen können, gleichwie kein Gericht mich verurteilen wird, wenn ich den als „Dieb" bezeichne, dem ich nachweisen kann, daß er mich bestohlen hat. Daß dies die Sachlage war, hat Haeckel seinen Lesern verhüllt. Wer meine Broschüre nicht gelesen hat, wird niemals aus dem, was Haeckel über sie sagt, eine rechte Vorstellung von dem gewinnen können, was ich geschrieben habe. Trotzdem fügt Haeckel den oben angeführten Sätzen gegen meine Broschüre noch folgendes an: „*Was überhaupt das Verhalten eines vernünftigen und ehrenhaften Mannes gegenüber öffentlichen Beleidigungen und Beschimpfungen betrifft, so halte ich im Allgemeinen die Praxis Friedrichs des Großen für richtig; er ließ die gegen ihn gerichteten Pamphlete niedriger hängen, damit die Leute sie besser lesen könnten*" (S. 160). Ich für mein Teil glaube mit Haeckels Ausführungen gegen mich im Vorigen so verfahren zu sein und überlasse es getrost meinem Buche selbst, sich gegen die Beschreibung zu verteidigen, die Haeckel von ihm gegeben hat. Wenn Professor Haeckel wirklich Herrn Professor Dr. Paulsen und mir gegenüber dem königlichen Beispiel folgen will, so möge er erlauben, daß mein „Anti-Haeckel" und Dr. Paulsens Aufsatz aus den Preußischen Jahrbüchern als Anhang seiner Volksausgabe beigegeben werden. Dann wird sein Publikum lesen, was wir wirklich geschrieben haben, und nicht nur den Bericht, den Haeckel darüber zu geben für gut befunden hat. Die Druckkosten tragen wir gern.

Halle, 14. September 1903.

F. Loofs.

I.

Herr Professor Dr. Ernst Haeckel in Jena hat seinem Buche „Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie“ (Bonn 1899) einige Kapitel eingefügt, in denen er seine „monistische Philosophie“ mit dem Christentum auseinanderzusetzen unternimmt. Neben kräftigem Haß gegen das Christentum verrät sich hier nicht nur, daß Herrn Professor Haeckel jegliches Verständnis für christlichen Glauben und christliche Sittlichkeit abgeht, nein außerdem auch die unglaublichste Ignoranz in Bezug auf solche mit der Entwicklung des Christentums zusammenhängende Dinge, die man wissen kann, ohne für das Wesen christlicher Religiosität ein Sensorium zu besitzen.

Haß gegen das Christentum ist jedermanns Recht; und daß solcher Haß sich mit Verständnislosigkeit und Unkenntnis paart, ist eine sehr häufige, ja normale Erscheinung. Bei einem halbgebildeten Sozialdemokraten würde daher niemand über Ausführungen, wie Haeckel sie bringt, sich aufgeregt haben. Daß ein Mann, der stolz darauf ist, ein Vertreter der Wissenschaft zu sein, in einem Buche, das weitester Verbreitung sicher ist, die gleiche Sprache anmaßlicher Unwissenheit sich gestattet hatte, war nicht ebenso erträglich. Als daher gleich nach dem Erscheinen des Haeckelschen Buches von einem nicht-theologischen Kollegen mir die Bitte ausgesprochen wurde, ich möchte den ungeheuerlichen Behauptungen Haeckels entgegentreten, hielt ich es für eine Ehrenpflicht eines wissenschaftlichen Theologen, dieser Bitte Folge zu leisten. Doch glaubte ich, weil es aussichtslos ist, mit einem Gegner des Christentums über das Maß seines Ver-

ständnisses für christlichen Glauben und christliche Sittlichkeit zu streiten, mich auf das Kapitel des Haeckelschen Buches beschränken zu müssen, in dem die Ignoranz des Verfassers in Bezug auf wissenschaftlich feststellbare Dinge klar am Tage liegt, auf das XVII. Kapitel über „Wissenschaft und Christentum“ (S. 357—380).[1] Eine weitere Beschränkung legte mir die Erwägung auf, dafs ein rücksichtsloses Kritisieren der skandalösen Ausführungen Haeckels einen eifrigen Katholiken oder auch einen protestantischen Eiferer auf den irrigen Gedanken bringen könnte, daß Haeckels „gemeinverständliche Studien“ kein Anrecht hätten auf den Schutz gegen § 166 des Strafgesetzbuches, den die „Wissenschaft“ dank ihrer „Freiheit“ genießt. Die Freiheit der Wissenschaft ist auch mir ein so hohes Gut, daß ich mich schon davor fürchtete, einen aussichtslosen Angriff auf sie anzuregen. Aber konnte ich über Haeckels Buch schreiben, ohne der Entrüstung darüber Ausdruck zu geben, daß hier unter dem Titel „wissenschaftlicher“ Studien Angriffe gegen das Christentum auf den Markt gebracht werden, die wissenschaftlich ebenso bodenlos, wie sittlich unentschuldbar sind? Ich glaubte diesen Schwierigkeiten ausweichen zu können, wenn ich mir die Zurückhaltung auferlegte, die für einen an den Angegriffenen selbst gerichteten „offenen Brief“ berechtigt und notwendig war. In der „Christlichen Welt“ vom 9. November 1899 publizierte ich diesen Brief. Er lautete:

(Spalte 1067.) Halle a. S., am 25. Oktober 1899.

Hochgeehrter Herr Kollege!

Diese Anrede seitens eines der „offiziellen“ Vertreter der christlichen Theologie klingt Ihnen gegenüber nicht wie eine *captatio benevolentiae*. Im Gegenteil: sie muß Sie schmerzlich daran erinnern, daß noch immer die Vertreter der wissenschaftlichen Theologie an unseren Universitäten offiziell ebenso gut als Vertreter „der Wissenschaft“ angesehen werden, wie Juristen, Mediziner, Philosophen, ja selbst Naturforscher. Dennoch ist sie als *captatio benevolentiae* gemeint. Mögen Ihre Wünsche hinaus-

[1] [Volksausgabe S. 124—132. — Um mir nicht den Vorwurf zuzuziehen, ich ließe den Gegner nur in ausgewählten Zitaten zu Worte kommen, habe ich in den „Beilagen“ der 1. bis 4. Auflage dieses Buches unter I zwei längere Abschnitte aus diesem Kapitel, die besonders anstößig sind, wörtlich abgedruckt. Jetzt, da Haeckels Buch in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet ist, wird dies unnötig sein.]

eilen über die Nachwirkungen des Mittelalters in unseren Universitätseinrichtungen, Sie werden dennoch, so hoffe ich, auf die faktischen Verhältnisse gesellschaftlich Rücksicht zu nehmen, sich nicht weigern. Daher rechne ich darauf, daß Sie selbst dem theologischen „Kollegen", der im Interesse „der objektiven Wahrheit" Sie zu interpellieren wagt, Gehör schenken.

Ich bin gebeten worden, und zwar — erschrecken Sie nicht! — von einem nicht-theologischen Kollegen, einige horrende Behauptungen, die Sie hinsichtlich der Geschichte des Christentums in Ihrem neuesten Buche („Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie", Bonn 1899) ausgesprochen haben, öffentlich zurückzuweisen. Nun weiß ich zwar sehr wohl, daß man für gewöhnlich gut tut, Dilettanten-Irrtümer nicht ernst zu nehmen. Allein das ist doch nur dann rätlich, wenn die dilettantischen Kunststücke an einem *corpus vile* | **(1068)** vorgenommen werden, und wenn das Ansehen dessen, der die Irtümer begeht, nicht groß genug ist, um seine Leser in die Gefahr zu bringen, daß sie grobe Unwissenheit bei ihm für ausgeschlossen halten könnten. Daher mag ich mich Ihrem Buche gegenüber der Bitte nicht entziehen. Doch wie ihr nachgeben? Schriebe ich einen referierenden Artikel über das, was Sie im siebzehnten Kapitel Ihres Buches über „Wissenschaft und Christentum" ausgeführt haben, so würde, fürchte ich, meine Feder mit mir durchgehen — und wer weiß, was sie dann wider meinen Willen anrichtete! Die Form des „offenen Briefes" wird mich an die Rücksichten erinnern, die ich nicht verletzen möchte. Kollegiale Rücksichten freilich werden Sie selbst so wenig begehren, als Sie sie geübt haben; aber für die Rücksicht, die ich auf die Freiheit der Wissenschaft nehme, hoffe ich bei Ihnen dankbares Verständnis zu finden.

Es liegt mir fern, die große Menge wissenschaftlich haltloser Behauptungen, die Sie in dem angeführten Kapitel ausgesprochen haben, in ihrer Gesamtheit hier vorzunehmen. Noch weniger denke ich daran, mich an den Reflexionen zu reiben, mit denen Sie Ihre Ausführungen begleitet haben: bei mehreren derselben bedauere ich die Leser, die an ihnen Gefallen finden. Nur zwei besonders wichtige Einzelheiten will ich herausgreifen, von denen ich hoffe, daß Sie ihnen gegenüber eingestehen müssen, daß Sie ein Opfer bedauerlichen Autoritätsglaubens geworden sind, Autoritäten gegenüber, die höchstens für bösartige Ignoranz eine Prämie erhalten könnten. Sie schreiben S. 360 f.:

Von den vier kanonischen Evangelien wissen wir jetzt, daß sie im Jahre 327 auf dem Konzil zu Nicäa durch 318 versammelte Bischöfe aus einem Haufen von widersprechenden und gefälschten Handschriften der drei ersten Jahrhunderte ausgesucht wurden. Auf die weitere Wahlliste kamen vierzig, auf die engere vier Evangelien. Da sich die streitenden, boshaft sich schmähenden Bischöfe über die Auswahl nicht einigen konnten, beschloß man (nach dem Synodikon des Pappus) die Auswahl durch ein göttliches Wunder bewirken zu lassen; man legte alle Bücher zusammen unter den Altar und betete, daß die unechten, menschlichen Ursprungs, darunter liegen bleiben möchten, die echten von Gott selbst eingegebenen dagegen auf den Tisch des Herrn hinaufhüpfen möchten. Und das geschah wirklich! Die drei synoptischen Evangelien (Matthäus, Markus, Lukas —

alle drei nicht von ihnen, sondern nach ihnen niedergeschrieben, im Beginn des zweiten Jahrhunderts) und das ganz verschiedene vierte Evangelium (angeblich nach Johannes, in der Mitte des zweiten Jahrhunderts abgefaßt), alle vier hüpften auf den Tisch und wurden nunmehr zu echten (tausendfach sich widersprechenden!) Grundlagen der christlichen Glaubenslehre (vgl. Saladin).[1]

Saladin (Stewart Roß), „Jehova's gesammelte Werke. Eine kritische Untersuchung des jüdisch-christlichen Religionsgebäudes auf Grund der Bibelforschung. Zürich (Leipzig, Fleischer) 1896" habe ich nicht „verglichen". Unsre Universitätsbibliothek hat das Buch anzuschaffen nicht für nötig erachtet, und daß ich diesem Brief zuliebe außer de Régla (vgl. unten) mir auch dieses Buch noch hätte kaufen müssen, werden Sie nicht verlangen. Dennoch tut mir meine Unbekanntschaft mit dem Buche „Saladins" deshalb leid, weil ich nun nicht feststellen kann, ob die Datierung der Synode von Nicäa, die Sie geben, der Ignoranz des Herrn Stewart Roß, oder dem Druckfehlerteufel zur Last fällt. Nach der alten Regel *In dubio mitius* nehme ich an, daß in Ihrem Manuskript die von jedem Schullehrbuch gebotene Jahreszahl 325 gestanden hat. Für das übrige ist vermutlich eigentlich Ihr Gewährsmann verantwortlich. Doch, da Sie in der Vorrede Ihre „ehrliche und gewissenhafte Arbeit" betonen, dürfen Sie es mir nicht verdenken, daß ich die Polemik gegen Ihren Gewährsmann an Ihre Adresse richte.

Sie berufen sich auf „das Synodikon des Pappus". War Pappus ein Kirchenvater? Ich kenne ihn nicht. Wir besitzen ein „Synodikon", das kurze Nachrichten über die Synoden bis (einschließlich) zur Zeit des Photius (877) bietet. Sollten Sie dies in der Geschichte der Synoden kaum eine Rolle spielende Werk als Quelle für das Nicänum von 325 verwendet haben? Ich würde es zu Ehren Ihres Verständnisses für kritische Geschichtsforschung bezweifeln, wenn nicht der erste Herausgeber dieses Synodikon ein Straßburger Theologe Johannes Pappus gewesen wäre (1601), und wenn nicht dies Synodikon eine Erzählung böte, die an Ihre Mitteilungen erinnert. Das Synodikon erzählt (*c. 34 ed. Fabricius-Harles, Bibl. graeca XII,* | **(1069)** *371*), nachdem es die Beschlüsse des Nicänischen Konzils gegen Arius und Sabellius erwähnt hat:

Die zum [Neuen] Testament gehörigen und die apokryphen Schriften hat sie [nämlich die Synode] auf folgende Weise kenntlich gemacht. Im Gotteshause legte sie sie unten nieder an dem heiligen Tisch [dem Altar] und betete, indem sie vom Herrn erflehte, daß die gotteingegebenen Schriften auf ihm [nämlich dem Tische], die unechten aber darunter gefunden werden möchten. Und so geschah's.

Sie sehen: von den Evangelien ist hier gar nicht die Rede. Die Vierzahl der Evangelien stand schon um 185 dem Irenäus von Lyon so fest, wie die Vierzahl der Himmelsgegenden (*Iren. adv. haer. 3, 11, 8 ed.*

---

[1] [Volksausgabe S. 125b. Hier hat Haeckel die Zahl 327 in 325 verbessert und die Worte „nach dem Synodikon des Pappus" weggelassen. Auch die Verweisung auf Saladin fehlt da, wo sie oben steht; sie ist aber am Ende des Absatzes (S. 125b am Ende) gegeben.]

Massuet), und seine etwas jüngern Zeitgenossen Tertullian in Afrika und Klemens von Alexandrien urteilen ähnlich. Nur in Syrien hat man anstatt des „Evangeliums der Getrennten“ bis ins vierte Jahrhundert hinein eine Evangelienharmonie, das „Diatessaron“ des Tatian, in offiziellem Gebrauch gehabt. Aber schon der Name dieses um 180 entstandenen „Diatessaron“ weist auf die vier Evangelien zurück. Ihre Verwendung der Nachricht des Synodikon entbehrt also nicht nur jeder quellenmäßigen Grundlage, sondern ist auch in sich absolut unglaublich. Und dem, was das Synodikon wirklich sagt, geht es nicht besser. Zur Geschichte des vierten Jahrhunderts haben wir gute zeitgenössische Quellen; nirgends hören wir in ihnen, daß das Nicänum sich mit der Abgrenzung des Kanon beschäftigt hätte; eine Notiz bei Hieronymus (*praef. in Judith ed. Migne X, 39*), die allenfalls in diesem Sinne gedeutet werden könnte, besagt etwas anderes. Was das Synodikon erzählt, ist daher — ganz abgesehen von dem abgeschmackten *modus procedendi* — unhaltbar; und jene der späteren Zeit erbauliche Nachricht über die Art der Ausscheidung der Apokryphen bestätigt nur den Legendencharakter des Berichtes. Wenn es Sie wunder nehmen sollte, daß der späte Verfasser des Synodikons eine Geschichte bietet, der nichts Tatsächliches zu Grunde liegt, so wird eine Vergleichung Ihrer Erzählung mit der des Synodikons Ihnen dies Rätsel lösen. Wenn es im erleuchteten neunzehnten Jahrhundert einem Professor der Naturwissenschaften passieren konnte, daß unter seiner Hand infolge kritikloser Anlehnung an unbekannte Zwischenglieder ein Bericht sich in so interessanter Weise erweitert hat, ist's dann wunderbar, daß einem weniger gebildeten Manne des neunten Jahrhunderts verwandte Menschlichkeiten passiert sind?

Ihre Ausführungen über die apokryphen Evangelien sind Ihnen nur das morsche Sprungbrett für eine zweite, weit ungeheuerlichere Behauptung.[1] Sie schreiben auf S. 377 f. — ich sehe, wie gesagt, von den unerbaulichen Reflexionen ab, mit denen Sie Ihre Behauptung umrahmen:

Wie schon vorher angeführt wurde, sind die vier kanonischen Evangelien, welche von der christlichen Kirche allein als die echten anerkannt und als die Grundlagen des Glaubens hochgehalten werden, willkürlich ausgewählt aus einer viel größeren Zahl von Evangelien, deren tatsächliche Angaben sich oft unter sich nicht weniger widersprechen als die Sagen der ersteren. Die Kirchenväter selbst zählen nicht weniger als vierzig bis fünfzig solcher unechter oder apokrypher Evangelien auf; einige davon sind sowohl in griechischer als in lateinischer Sprache vorhanden, so z. B. das Evangelium des Jakobus, des Thomas, des Nikodemus u. a. Die Angaben, welche diese apokryphen Evangelien über das Leben Jesu machen, besonders über seine Geburt und Kindheit, können ebenso gut (oder vielmehr größtenteils ebenso wenig!) Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit erheben als die vier kanonischen, die sogenannten „echten“ Evangelien.

---

[1] [Der Herausgeber der „Christlichen Welt“ hatte an dieser Stelle unter dem Texte folgende Anmerkung eingefügt]: Der obige Brief bringt weiterhin Erörterungen, die wir ungern auf den Tisch des christlichen Hauses legen. Daß wir es notgedrungen doch tun, dafür trägt Herr Professor Haeckel die Verantwortung. — D. H.

Nun findet sich aber in einem jener apokryphen Evangelien eine historische Angabe, (die auch durch den *Sepher Toldoth Jeschua* bestätigt wird, und) die wahrscheinlich das „Welträtsel“ von der übernatürlichen Empfängnis und Geburt Christi ganz einfach und natürlich löst. Jener Geschichtsschreiber erzählt mit trocknen Worten in einem Satze die merkwürdige Novelle, welche diese Lösung enthält: „Josephus Pandera, der römische Hauptmann einer kalabresischen Legion, welche in Judäa stand, verführte Mirjam von Bethlehem, ein hebräisches Mädchen, und wurde der Vater von Jesus.“ [1]

Ich will diesem Abschnitt gegenüber mich bei den „vierzig bis fünfzig Evangelien“, die „die Kirchenväter“ „aufzählen“, nicht aufhalten, so lustig es ist, daß moderne, die zerstreuten Angaben | **(1070)** der Alten addierende „Aufzählungen“ zu Kirchenväter-Aufzählungen avanciert sind. Die Hauptsache ist mir, was Sie über die Geburt Jesu sagen. Ich vermutete, Ihre Quelle sei das von Ihnen benutzte Buch von Paul de Régla (Dr. P. A. Desjardin), „Jesus von Nazareth vom wissenschaftlichen, geschichtlichen und gesellschaftlichen Standpunkt aus dargestellt. Aus dem Französischen. Leipzig 1894.“ Denn ich wußte aus einer Anzeige, daß auch diesem französischen Arzte, der in Jesu einen Genossen magnetischer Heilkunst bewundert, Jesus „der Sohn einer heimlichen Liebe“ ist, „oder die Folge einer Tat, die von unserer heutigen Gesellschaft als Verbrechen erklärt wird“ (S. 47). Allein die fünf Mark, die ich an das Buch verschwendet habe, haben mir nur die Erkenntnis eingetragen, daß de Régla Sie nicht entlasten kann. Weitere „Quellenstudien“ hinsichtlich der Herkunft Ihrer Entdeckungen zu unternehmen, lockt mich nicht. Es ist auch unnötig: Sie werden zugeben, daß jeder rechte Gelehrte für das, was er behauptet, eintreten muß, auch wenn er die Vorarbeiten anderer benutzt. Also wende ich mich direkt an Sie.

In welchem „apokryphen Evangelium“ haben Sie, sehr geehrter Herr Kollege, die von Ihnen so gewertete „historische Angabe“ gefunden? — Bis jetzt ist ein apokryphes Evangelium, das diese Nachricht böte, nicht bekannt. Haben Sie es bei Ihren eindringenden Forschungen gefunden, o so enthalten Sie es der Wissenschaft nicht vor! Die „offiziellen Theologen“ werden dann nicht ermangeln, sich mit „diesen historischen Angaben“ zu beschäftigen, von denen sie bisher — das ist freilich unleugbar — „sorgfältigst geschwiegen“ haben (S. 378). [2] Oder sollte wirklich Ihre „ehrliche, gewissenhafte Arbeit“ darin bestanden haben, daß Sie kritiklos den Ausführungen eines mir unbekannten Ignoranten gefolgt sind? So bedauerlich es ist, — diese letztere Annahme ist unvermeidlich. Denn da Sie S. 379 die Erzählung von „Panthera“ als Angabe „der apokryphen Evangelien“ bezeichnen, [3] wird die erste Annahme unmöglich, sintemalen

---

[1] [Volksausgabe S. 131 f. An Stelle der oben gesperrten Worte „einem jener apokryphen Evangelien“ steht hier: „in einer jener apokryphen Schriften“, der oben eingeklammerte Relativsatz „die auch ... und“ ist weggelassen und am Schluß ist angefügt: („vgl. Celsus, 178 n. Chr.)“.]

[2] [Volksausgabe S. 132a.]

[3] [Volksausgabe S. 132a bietet: „der alten apokryphen Schriften“. Das

„die apokryphen Evangelien“ — die der Mehrzahl nach ja jedenfalls bekannt sind — die betreffende Erzählung nun einmal nicht enthalten. Es ist nicht erfreulich, einen so großen Gelehrten so großer Unselbständigkeit überführt zu sehen, obwohl sich nicht leugnen läßt, daß diese Unselbständigkeit auch versöhnende, weil entschuldigende, Bedeutung hat.

Ich trage dem eben Festgestellten Rechnung, wenn ich im weiteren davon absehe, von Ihnen die Rechtfertigung Ihrer Behauptungen zu erbitten. Doch muß ich meine Behauptung, daß Ihr Gewährsmann oder der, den er ausgeschrieben hat, ein böswilliger Ignorant gewesen ist, Ihnen noch überzeugender beweisen. Hier ist der Beweis.

In „einem der apokryphen Evangelien“, dem sogenannten Evangelium Nicodemi, wird erzählt, daß die Juden vor Pilatus gegen Jesus die Klage erhoben hätten, er sei ein Kind der Sünde („aus der Sünde bist du erzeugt“ cap. 2, Tischendorf, Evang. apocr. ed. alt. p. 291). Nach dem Bericht dieses (das Johannisevangelium voraussetzenden) freilich nach Tischendorf noch aus dem zweiten, doch nach Lipsius u. a. erst aus dem vierten Jahrhundert stammenden Evangeliums wird die nicht weiter begründete, aber nach dem Kontext anscheinend auf eine illegitime Verbindung Josephs mit Maria abzielende Anklage von andern anwesenden Juden widerlegt. Trotzdem liegt hier eine Stelle in „einem apokryphen Evangelium“ vor, an welcher, wenn auch in der Schale apologetischer Erzählung, der Begriff einer unehrlichen Geburt Jesu gefunden werden kann. Daher wird man, so wenig diese Stelle sonst an die „Panthera“-Geschichte erinnert, annehmen müssen, daß diese Stelle den Fabeleien Ihres Gewährsmanns über die Panthera-Geschichte eines apokryphen Evangeliums zu Grunde liegt. Ist dem so, so ist offenbar, daß die Böswilligkeit Ihres Gewährsmanns ebenso groß ist, als seine gewissenlose Flüchtigkeit. Oder gilt auch von ihm die Entschuldigung, die man zu Ihren Gunsten geltend machen kann, — daß er von Dingen sprach, die er nicht kannte, von denen auf unsichern Überlieferungswegen nur eine entstellte Kunde auf ihn gekommen war? Es mag sein. Dann bleibt nur der Vorwurf auf ihm sitzen, daß er trotz seiner Unwissenheit mit so arroganter Sicherheit aufgetreten ist, daß er selbst einen Universitätsprofessor | (1071) in seinen Irrtum verstricken konnte. Der Urquell der Bosheit ist dann sein literarischer Vater oder Großvater oder — auch die literarischen Deszendenzreihen sind ja bisweilen sehr lang — ein noch weiter zurückstehender Ahn.

Wer nun auch dieser eigentlich Schuldige sein mag, jedenfalls war er ein böswilliger — Stockjude. Es wird dies für Ihr arisches Selbstbewußtsein nicht erhebend sein. Denn nach S. 379[1] sind Sie davon über-

---

soll den Irrtum verhüllen, kann sich aber nach dem Zusammenhange ebenso wie das „in einer jener apokryphen Schriften“ (S. 131b) nur auf die allein genannten apokryphen Evangelien beziehen. Auf Celsus, den Haeckel durch mich kennen gelernt hat, ist ja nur in Klammern mit einem „Vgl.“ hingewiesen, und auch zu den apokryphen „Schriften“ gehört das Werk des Heiden Celsus nicht.]

[1] [Volksausgabe S. 132a.]

zeugt, daß die semitische Rasse inferior ist gegenüber der arischen. Allein man kann sich dieser Erkenntnis nicht entziehen. Man liest nämlich bei Ihnen — und nach Obigem muß dies von Ihrem Gewährsmann, bezw. seinem eigentlich schuldigen literarischen Ahn, herrühren — die „historische Angabe“ über Panthera werde „bestätigt“ durch den „Sepher Toldoth Jeschua“. In diesem Buche findet sich in der Tat ausführlich die von Ihnen (wenn auch nicht in den Worten dieses Buches) erzählte Geschichte (bei Eisenmenger, Entdecktes Judentum 1700 I, 105f.). Allein was ist dieser „Sepher Toldoth Jeschua“? Im vorigen Jahrhundert hat Voltaire seinem blinden Haß gegen die jesuitische Kirche auch dadurch ein Denkmal gesetzt, daß er dies Buch für älter ausgab als die Evangelien. Gegenwärtig wird dem längst geführten Nachweise, daß der Sepher Toldoth Jeschua („das Buch der Ursrünge Jesu“) eine jüdische Schmähschrift des dreizehnten Jahrhunderts ist, höchstens ein bornierter Jude sich entziehen können, und die Meinung, dies Buch könne über ein Ereignis des ersten Jahrhunderts „bestätigende“ Kunde bringen, kann nur jemand haben, der alle anderen Nationen für inferior hält gegenüber der semitischen — also ein rechter Stockjude.

Sie werden selbst darüber erschrecken, daß Sie eine Schrift des Mittelalters als Quelle für das erste Jahrhundert anzuführen verleitet worden sind. Deshalb will ich zur Minderung des Schreckens eins hinzufügen, das Ihr Gewährsmann nicht gewußt hat — vorausgesetzt, daß Sie es nicht übersehen haben Die „Pandera“- oder richtiger „Pantheras“-Geschichte ist allerdings älter. Sie findet sich, in einfacherer Form, schon bei dem ältesten, aus der Gegenschrift des Origenes uns bekannten heidnischen Polemiker gegen das Christentum, dem Platoniker Celsus (um 180). Origenes sagt nämlich in seinem Buch gegen Celsus 1, 32:

Doch wir wollen zurückkommen auf das, was Celsus den Juden sagen läßt. Es heißt da von der Mutter Jesu, sie sei verstoßen von dem Zimmermann, der sie geheiratet hatte, weil sie des Ehebruchs überführt war, und habe geboren von einem gewissen Soldaten mit Namen Pantheras.

Daß Celsus sich dies aus den Fingern gesogen habe, ist nicht anzunehmen; auch die „offizielle Theologie“ (die dem Ursprung dieser Fabeleien nachzugehen, nicht unterlassen hat; vgl. G. Rösch, Die Jesusmythen des Judentums, in den Theologischen Studien und Kritiken 1873, S. 77—115) nimmt an, daß Celsus uns hier wiedergibt, was er von Juden seiner Zeit gehört hatte. Auf jüdische Schmähungen des zweiten Jahrhunderts geht also wirklich, ohne daß Sie dies ahnten, das Resultat Ihrer „ehrlichen, gewissenhaften Arbeit“ zurück.

Daß jüdische Schmähungen des zweiten Jahrhunderts, die Matth. 1 und Luk. 2 voraussetzen, keine zuverlässige Geschichtsquelle sein können, werden alle zugeben, die etwas von der Methode geschichtlicher Arbeit verstehen. Ihnen liegt geschichtliche Arbeit fern — Sie nennen stets nur die Natur, nicht auch die Geschichte als die Quelle wertvoller Erkenntnis; — dennoch traue ich der Fähigkeit des Gelehrten, sich in fremde Arbeitsgebiete hineinzufinden, das zu, daß Sie nachträglich der wissenschaftlichen Kritik hier Recht geben. Nicht um die Frage der Geschichtlichkeit von

Lukas 2 und Matthäus 1 handelt es sich zwischen uns, das will ich ausdrücklich betonen. Interessiert es Sie, zu wissen, wie ich darüber denke, so bitte ich Sie, in der Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Aufl., Bd. IV, S. 19 nachzusehen. Darum vielmehr handelt es sich zwischen uns, ob ein normales wissenschaftliches Gewissen es leiden kann, daß man gegen die Geschichtlichkeit jener Berichte mit Argumenten operiert, die — zu geschweigen von dem bei einem gebildeten Manne auffälligen Tone derselben, der Rücksichtnahme auf das religiöse Empfinden anderer nicht kennt, — |(1072) jede Fühlung mit der wissenschaftlichen Arbeit vermissen lassen, vielmehr an die Bravourstücke eines Sonntagsjägers oder an die Heldentaten eines Don Quixote erinnern.

Es würde mir eine aufrichtige Freude sein, wenn Ihr wissenschaftliches Gewissen Sie nötigte, öffentlich zuzugeben, daß Sie in den behandelten Ausführungen das Opfer der Anlehnung an irrende „Autoritäten" geworden sind.

Sollten Sie das nicht über sich gewinnen, so will ich damit zufrieden sein, daß wenigstens andere diesem offenen Briefe gegenüber einsehen werden, daß Sie in dem fraglichen Kapitel Ihres Buches weit entfernt davon gewesen sind, Resultate wissenschaftlicher Arbeit zu geben.

Wer das einsieht, wird, mag er sonst über die Zugehörigkeit der theologischen Fakultäten zum Universitätsorganismus denken, wie er will, davon sich überzeugen, daß diese Zugehörigkeit jedenfalls so lange unentbehrlich ist, solange Angehörige anderer Fakultäten in so eklatanter Weise, wie Sie es getan haben, eine Rektifikation von theologischer Seite im Interesse der „objektiven Wahrheit" nötig machen. Daher erinnere ich mich auch am Schlusse meines Briefes des Bandes der Kollegalität, das uns verbindet, und zeichne als

Ihr in kollegialer Hochachtung Ihnen ergebener

Dr. Friedrich Loofs,
Professor der Kirchengeschichte.

Nur ganz leise war hier auf den unziemlichen Ton hingewiesen, den Haeckel sich erlaubt hatte; die Citate brachen vor den anstößigsten Ausführungen Haeckels ab; ich begnügte mich damit, an zwei Einzelfragen Haeckel seine Unwissenheit zu Gemüte zu führen. Von dieser Zurückhaltung abgesehen, emanzipierte sich mein Brief allerdings, wie er selbst konstatierte, von kollegialer Rücksichtnahme: hätte ich einen solchen offenen Brief erhalten, ich würde, hätte ich mich schuldig gefühlt, mich, beschämt, in das tiefste Schweigen gehüllt haben, würde aber andererseits, wenn mein Gewissen rein und meine Waffen blank gewesen wären, dem Briefschreiber seinen Spott sehr unsanft ausgetrieben haben. Haeckel hat keins von beiden getan. Er hat in einer neugebornen [inzwischen

eingegangenen] „Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik und Antikritik“ (1. Jahrgang Nr. 2 S. 49 f.) folgende zwar von ungeschwächtem Selbstbewußtsein zeugende, aber schwächliche und überdies unehrliche Erwiderung folgen lassen, der man nicht anmerkt, in welcher Tonart ich ihm Musik gemacht hatte:

(S. 49.) Erklärung.

Herr Dr. Friedrich Loofs, Professor der Kirchengeschichte in Halle a. S., hat in Nr. 45 der „Christlichen Welt“ (Sp. 1067 bis 1072) einen „offenen Brief“ an mich veröffentlicht, in welchem er mein jüngst erschienenes Buch „Die Welträtsel“[1] — insbesondere Kapitel 17: „Wissenschaft und Christentum“ — einer scharfen Kritik unterzieht. Zu einer eingehenden Antwort auf diesen „offenen Brief“ habe ich weder Zeit noch Neigung; auch würde dergleichen zu keiner Verständigung führen, da unser wissenschaftlicher Standpunkt im tiefsten Grunde verschieden ist. Herr Professor Loofs als christlicher Theologe ist noch in dem naiven Wunderglauben des Mittelalters befangen und nimmt insbesondere für die Erzeugung Christi einen übernatürlichen Vorgang an, die „Überschattung durch den heiligen Geist“. Ich hingegen als empirischer Naturforscher muß — gleich allen anderen Naturkundigen der Gegenwart — jedes Wunder leugnen und jede Erscheinung durch ihre natürlichen Ursachen zu erklären suchen; ich muß also auch bei der Erzeugung Christi nach dem Vater fragen, welcher die Empfängnis bei der „Jungfrau Maria“ bewirkt hat.

Da die römische Kirche schon früh das Dogma aufgestellt, daß Maria ohne Beiwohnung eines Mannes und zugleich ohne Verletzung der Virginität Jesum empfangen und geboren habe — und da auch ein Teil der modernen Protestanten (z. B. die „Evangelische Allianz“) darauf das größte Gewicht gelegt hat, ist der Kampf gegen diesen Aberglauben der modernen Philosophie aufgezwungen worden. Diese letztere kann jene wichtige Frage nur vor dem sicheren Standpunkte der modernen Zeugungs-Physiologie erörtern und ist daher genötigt, nach dem wirklichen Vater Jesu zu forschen. Da als solcher der spätere Stiefvater, der Zimmermann Joseph, durch das Zeugnis der kanonischen Evangelien selbst ausgeschlossen ist, bleibt als einzige Quelle darüber die Angabe des Platonikers Celsus (im 2.| (50) Jahrh. n. Chr.), welche durch gleichzeitige und frühere Nachrichten des Talmud, besonders durch das noch ins erste Jahrhundert gehörige „Sepher Toldoth“ (nicht S. T. Jeschua) gestützt wird. Nach Celsus war der wahre Vater Jesu der römische Offizier Josephus Pandera (oder Pantheros), der Hauptmann einer kalabresischen Legion, welche damals in Judaea stand. (Vgl. S. 378 meiner „Welträtsel“.)[2]

---

[1] Ernst Haeckel: Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie, Bonn, Emil Strauß. 1899. 3. Auflage (6. und 7. Tausend).

[2] [Volksausgabe S. 131 f.]

Herr Professor Loofs weist diese einzige positive Angabe kurzweg als unglaubwürdige „jüdische Schmähung“ ab — ein wenig wissenschaftlicher Gegenbeweis! Ebenso hält er es für unnötig, das ausgezeichnete Werk des gelehrten und scharfsinnigen englischen Theologen Saladin (Steward Roß) kennen zu lernen: Jehova's gesammelte Werke. Eine kritische Untersuchung des jüdisch-christlichen Religionsgebäudes auf Grund der Bibelforschung“ (Leipzig, Fleischer. 1896). Da ich selbst mich großenteils auf diese Quelle stütze, muß ich wegen des Näheren die Leser darauf verweisen.

Jena, 8. Dezember 1899. Ernst Haeckel.

Mit viel größerer, freilich inzwischen zusammengebrochener, Geschicklichkeit versuchte der Herausgeber der „Kritik u. Antikritik“, Herr Dr. X., in folgendem Nachwort zu Haeckels Erklärung den Jenenser Professor mit dem Schilde seiner Gelehrsamkeit wenigstens halb zu decken:

Bevor ich auf den in obiger Erklärung hervorgehobenen Streitpunkt zwischen den beiden in der Überschrift genannten Gelehrten eingehe, muß ich meine Leser hinsichtlich der Hauptpunkte des „offenen Briefes“ des Herrn Prof. Loofs orientieren. Über diesem Brief hat ein eigener Unstern gewaltet. Ganz abgesehen davon, daß die Form persönlicher Haranguierung des Gegners à la Lessing — mit „Erschrecken Sie nicht!“ und anderen kleinen Späßen und Spitzen, z. B. über Descendenzreihen etc. — mir nicht recht angebracht erscheint, so ist

1. der Ort der Veröffentlichung in einem „Familienblatte“ wie die „Christliche Welt“ für eine wissenschaftliche Abführung des Gegners der denkbar ungünstigste. Ein Blatt, das sich beim „Tisch des christlichen Hauses“ seinem ganzen Charakter nach entschuldigen muß, wenn es „notgedrungen“ von „Allzumenschlichem“ zu reden hat (Sp. 1069), ein Blatt, bei dem sich in solchen Fällen mitunter sogar arge Begriffsverwirrungen einstellen, die ich selbst erlebt habe,[1] ist ungeeignet zu vorbehaltlosen wissenschaftlichen Erörterungen, bei denen Mundspitzen nichts hilft, sondern gepfiffen sein muß.

2. ist es doch kaum einer wissenschaftlichen Polemik angemessen, wenn Prof. L. dem Autor vorwirft, daß er seinetwegen 5 Reichsmark zur Anschaffung eines Buches habe „verschwenden“ müssen, weil der ja besonders in Talmudicis sach-|(51)verständige Prof. Dr. Gerhard das Buch

[1] Daß die Behandlung der Sache in der „Christlichen Welt“ ihre Schwierigkeiten hatte, ist unleugbar. Doch Dr. X. verkannte, daß ich es zunächst für unnötig hielt, die Melodie „wissenschaftlicher“ Auseinandersetzung zu pfeifen; ich dachte es genüge das „Mundspitzen“ — zu scharfem Spott. Übrigens war an obigem Urteil alter Groll des Herrn Dr. X. gegen die „Christliche Welt“ beteiligt. [Doch hat es jetzt keinen Zweck mehr, darüber Worte zu verlieren]. Anm. des Verfassers.

nicht für die Hallische Universitätsbibliothek angeschafft hat[1] — ferner auch, wenn Prof. L. über dem harmlosen Druckfehler 327 sieben Zeilen verliert, ja deren zehn über den Ausdruck „Synodikon des Pappus“ (statt: Synodikon ed. Pappus), obwohl wir ebenso sagen: „Das griech. N. T. des Erasmus“ oder „Das Psalterium quintuplex des Le Fèbre d'Estaples“ oder „Die Tholdoth Jeschu Wagenseils“ oder „Meyers Konversationslexikon“ und niemand eine gelehrte Bemerkung über die Bedeutung des Genetivs als Bezeichnug des Herausgebers für nötig hält.

3. Verunglückt ist ferner der Beweis, daß in der Erzählung des Synodikons „von den vier Evangelien nicht die Rede“ sei. Es werden dort die sämtlichen auf Kanonizität zu prüfenden Schriften unten an den Altar gelegt, und nach geschehenem Gebet liegen die (jetzt) kanonischen Schriften auf jenem, die unechten darunter. Es ist hier von allen kanonischen Schriften die Rede; also wird angenommen, daß aus der Zahl der zu prüfenden Evangelien die jetzigen vier, aus der Zahl der apostolischen Briefe die jetzt anerkannten hinaufgeflogen seien etc. Es ist also außer den Evangelien noch von anderen biblischen Schriften die Rede!

4. Ich sage absichtlich: von biblischen Schriften. Denn die von L. zitierte „Notiz“ bei Hieronymus (in der „Praefatio in librum Judith“) „könnte“ nicht nur „allenfalls“, sondern muß, im Sinne des Hieronymus wenigstens, so gedeutet werden, „daß das Nicaenum sich mit der Abgrenzung des Kanon beschäftigt habe“. Hieronymus sagt daselbst, zwar halte man die „auctoritas“ des Buches Judith „ad roboranda illa, quae in contentionem veniunt“ für „minus idonea“, doch (fährt er fort) „sed quia hunc librum Synodus Nicaena in numero sanctarum Scripturarum legitur computasse“, habe er es in seine Übers. aufgenommen. Wie diese Worte „etwas anderes besagen“ können, als die Kanonisierung des Buches Judith durch das Nicaenum, verstehe ich nicht. Was die angeblich „schon um 185 so feststehende“ Vierzahl der Evangelien anlangt, so braucht man einen Professor der Kirchengeschichte wohl nur an das Wort „Hebraeer-Evangelium“ zu erinnern, um ihm das Gewagte seiner Behauptung von dem „Feststehen“ von nur vier Evangelien in dieser Zeit zu Gemüte zu führen. Noch Hieronymus in seiner „Praefatio in Evangelistas ad Damasum“ glaubt es motivieren zu müssen, daß seine „prae-

---

[1] *Paul de Réglas* Buch „Jesus von Nazareth vom wissenschaftlichen, geschichtlichen und gesellschaftlichen Standpunkt aus dargestellt (aus dem Französischen, Leipzig, Pfeffer 1894)“ — um dies Buch handelt sich's (vgl. unten S. 59 Anm. 2) — hat mit Talmudicis nichts zu tun; als es erschien, war nicht der erst Ostern 1899 hierher versetzte Bibliotheksdirektor Dr. Gerhard, sondern sein Vorgänger, Geheimrat Hartwig, für die Anschaffungen der Bibliothek verantwortlich; endlich erhebt Herr Direktor Gerhard gar nicht den Anspruch, in Talmudicis sachverständig zu sein. — Nicht sachlichem Interesse, sondern altem Unmut gegen den mit der Haeckel-Kontroverse in gar keinem Zusammenhange stehenden Herrn Dr. Gerhard war die obige deplazierte Bemerkung entsprungen. [Weiteres darüber ist jetzt unnötig.] — Anm. des Verfassers.

fatiuncula pollicetur quattuor tantum Evangelia", und im „Catalogus scriptorum Ecclesiasticorum" beruft er sich neben kanonischen Büchern des N. T. auch auf das „Evangelium quoque, quod appellatur secundum Hebraeos et a me nuper translatum est, quo et Origenes saepe | (52) utitur." Wenn demnach sogar nach dem Nicaenum die Vierzahl der Evangelien noch nicht so allgemein „feststand", wie L. aus einzelnen „Notizen" des Irenaeus etc. glauben machen will, so war das Nicaenum sehr wohl in der Lage, auch über die kanonische Natur der Evangelien zu verhandeln und sie zu fixieren zu suchen.

5. Ich komme nun zu dem Hauptstreitpunkte zwischen Haeckel und Loofs, der geschichtlichen Wahrheit über die Geburt Jesu. Ich maße mir hier ein bescheidenes Urteil über die Sache wie über die Ansichten der beiden Gegner an, weil ich sowohl die biblischen, patristischen und thalmudischen Quellen im Urtexte kenne, wie vor allem nächst meinem geehrten Mitarbeiter Herrn Prof. Krauß der einzige moderne Kenner der edierten und nicht edierten jüdischen „Tholdoth-Jeschu"-Literatur bin. — Nach meinem Urteile nun ist es unrichtig, wenn Herr Professor Haeckel meint, daß Josephs Vaterschaft „durch das Zeugnis der kanonischen Evangelien selbst ausgeschlossen" sei. Wenn man bei Matthaeus das Wunderbare abziehen will, bleibt folgendes übrig: Mirjam und Joseph waren miteinander verlobt; die Verlobung gab Eherechte und Ehepflichten, sie konnte durch einfache Erklärung, ja durch einfachen fleischlichen Akt geschehen (Kidduschin 2a, 6a); doch wurde letzteres, was ja vielfach erst im Falle einer nahen Geburt bekannt wurde, von den Rabbinen mehrfach mit Geißelung bestraft (das. 12b), da sie erst Umgang nach der Einsegnung der Verlobten[1] gestatten wollten (Kallah Anf.). Joseph ist nun nach der Darstellung des Matth. ein „Dikaios" (Zaddiq, streng Gesetzlicher), der, um die „Kirchenstrafe" für ihre formlose Verlobung und deren Folge zu vermeiden, sich lieber heimlich von seiner Verlobten trennen will, doch durch das Traumgesicht hiervon abgehalten wird. — Auch bei Lukas hindert uns nichts, nach der Verkündigung des Engels, vielleicht gerade unter dem Eindruck dieser (also zwischen I, 38 und 39) einen nach dem Gesagten ja durchaus legitimen Umgang der Maria mit ihrem Verlobten anzunehmen, wenn wir das Übernatürliche beiseite lassen wollen. Auch bei dieser „menschlichen" Auffassung ist für die Wirkung des heiligen Gottesgeistes, besonders hinsichtlich der bleibenden, so wichtigen seelischen Virginität der Maria, noch Spielraum genug übrig. So auffallend diese Formlosigkeit der Ehe des Joseph für die occidentale Anschauungsweise sein mag, so konnten die jüdischen Gegner an der Geburt Jesu aus solcher Gemeinschaft nichts zu tadeln finden. Um Jesu Geburt für eine illegitime zu | (53) erklären, mußten sie der Maria, die sie durchweg entweder direkt als Ehefrau oder als dieser völlig gleichstehende Anverlobte des Joseph ansehen, Ehebruch zuschreiben. Dies geschieht schon in der im Thalmud (Jevamoth IV, 13 = fol. 49a) wiedergegebenen Behauptung des

[1] Das „prin synelthein autûs" des Matth. würde demnach hebräisch lauten: „b·terem nikn·su l·ziwwug" [Anm. des Herrn Dr. X.].

Simon ben Azzai (um 100 n. Chr.), der sich auf ein angeblich von ihm zu Jerusalem gesehenes „Sepher Tholdoth“ (Geschlechtsregister) beruft. „Simon ben Azzai hat gesagt: Ich fand zu Jerusalem ein Sepher Tholdoth, worin geschrieben stand: Jener Mann (= Jesus) ist ein Bastard von einem verheirateten Weibe.“ — Derartige genealogische Urkundensammlungen waren für den Nachweis der Qualifikation zum Priesterstande etc. wichtig und „mit allerlei näher oder entfernter damit zusammenhängenden Notizen versehen“ (vgl. Laible, Jesus Christus im Talmud, S. 31). — Herodes I. soll, wahrscheinlich um seine niedere Geburt vergessen zu machen und den Ahnenstolz der Juden zu brechen (Hamburger, Real-Enc. f. Bib. u. Talm. II, 294), alle zu seiner Zeit vorhandenen derartigen Geschlechtsregister vernichtet haben (Eusebius H. E. 1, 7, 5), worauf auch der Thalmud anspielt (Pesachim 62b). Da nun Herodes 44 n. Chr. starb, will Ben Azzai das von ihm gefundene „Sepher Tholdoth“ offenbar als ein solches darstellen, das jenem herodianischen Genealogien-Mord entronnen sei, also noch aus der herodianischen Zeit stamme, d. h. bald nach Jesu Geburt verfertigt und daher eine gleichzeitige Urkunde sei. — Die zitierte Stelle ist, weil in der Mischnah des Thalmud stehend, jedenfalls eine der ältesten Aussagen des Thalmud über Jesus, während die späteren Notizen (besonders das der Anschuldigung des Celsus zu Grunde liegende „Ben Stada“ = Ben Stratiota = Soldatenkind, vgl. G. Rösch, Theol. Stud. u. Krit. 1873, S. 77—155) erst in der Zeit Akibas (d. h. um die Mitte des 2. Jahrh. n. Chr.) entstanden sind (vgl. auch Laible, S. 89).

Jenes oben erwähnte thalmudische „Sepher Tholdoth“, das eine Parallele abgibt zu den Worten des Juden im c. II des Nikodemus-Evangeliums „Aus Sünde bist du erzeugt“ (Tischendorf, Ev. apocr., Ed. II, p. 291), und dessen kurze Notiz sich viâ „Ben Stada“ und „Ben Pandira“ im Thalmud zu der Behauptung des Celsus von dem Centurio Joseph Pandera als Vater Jesu ausgewachsen hat — jenes „Sepher Tholdoth“ hat nun, wie mich ein Briefwechsel mit Prof. Haeckel überzeugt hat, dieser im Auge gehabt, als er die unklare Notiz niederschrieb, das „Sepher Tholdoth Jeschua“ bestätige die Angabe eines apokryphen Evangeliums über Jesu Erzeugung, und „jener Geschichtsschreiber“ erzähle, der Centurio Joseph Pandera habe Mirjam verführt etc.

(54) Daß Haeckel bei der fast absoluten Inkapazität der Thalmudisten für alles Historische jenen Thalmudistenklatsch für eine „historische Angabe“, ja für die einzige erhaltene historische Nachricht über Jesu wahre Abkunft hält, weil er in den Evangelien Joseph nur als „Stiefvater“ Jesu dargestellt glaubt, ist nach meinem Urteil unhaltbar; daß er dagegen ein „Sepher Toldoth“, in dem von Jesu (hebr. Jeschua) die Rede sein soll, „Sepher Toldoth Jeschua“ nennt, ist bei einem Nichtfachmann verzeihlich. Um so weniger sollte aber Loofs, der doch hier als Fachmann dem „Dilettanten“ antworten will, weil er glaubt, H. beziehe sich auf eines der spätjüdischen „Tholdoth Jeschu“ (L. meint das von Wagenseil in dessen „Tela ignea Satanae“ Altdorf 1681 edierte und lateinisch, von Eisenmenger im „Entdeckten Judentum“ Frankfurt a. M. 1700, I, 105—288 deutsch übersetzte und widerlegte) — um so weniger

sollte Loofs, der ja Druckfehler so streng rügt, „S. Tholdoth Jeschua“ schreiben, da alle Fassungen dieses Pamphlets, eben weil sie Jesus schmähen wollen, „S. Tholdoth Jeschu“ haben. Das einzige Buch, welches „Sepher Tholdoth Jeschua“ betitelt ist und welches beide nicht kennen, ist Lichtensteins hebräisch geschriebene Polemik gegen die „Tholdoth Jeschu“, insbesondere gegen die von Wagenseil edierte Fassung (Leipzig um 1885). Noch unrichtiger ist übrigens Loofs' sehr siegesgewisse Behauptung, daß „dem längst geführten Nachweise, daß der „Sepher Tholdoth Jeschua“ eine jüdische Schmähschrift des dreizehnten Jahrhunderts ist, höchstens ein bornierter Jude sich entziehen könne“ (Sp. 1071). Ich kann nun meine christliche Ahnenreihe bis gegen 1600 zurückverfolgen, und borniert hat mich auch noch keiner genannt. Trotzdem behaupte ich auf Grund umfassender Studien und reicheren Materials als L. und seine Gewährsmänner, daß sich Spuren der „Tholdoth Jeschu“ schon um 800 n. Chr. nachweisen lassen und daß ein Teil der noch erhaltenen Fassungen bis ins 11. bezw. Jahrhundert zurückgeht. Die im nächsten Jahre zu erwartende Schrift des Herrn Prof. Dr. Krauß über die ganze Tholdoth-Literatur wird sogar nachweisen, daß einzelne Stücke noch viel weiter hinaufreichen. Ja, insofern als die „Tholdoth Jeschu“ viele thalmudischen Stücke über Jesus enthalten, die in den Thalmudausgaben seit dem 17. Jahrhundert durch die Zensur getilgt sind, könnte man sogar cum grano salis sagen, daß sie die aus dem Munde der Thalmudisten stammenden Behauptungen des Celsus zu bestätigen sich angelegen sein lassen. — Wenn L. aber, weil vielleicht eine Fassung der Tholdoth aus dem 13. Jahrhundert stammt, sagt, „der Sepher Tholdoth“ datiere aus jener Zeit, so kann man ebenso gut sagen, er stamme|(55) von 1862 oder 1899; denn noch in unserer Zeit vertreiben sich russische etc. Juden ihre Mußestunden mit ähnlicher geschmackvoller Schriftstellerei.

Die Kritik des Herrn Professor Loofs, aus so schätzenswerten Motiven sie hervorgegangen ist, scheint mir daher wissenschaftlich nicht derart, daß sie kritischere Leser als die der „Christlichen Welt“ befriedigen könnte. Auch mir können in Obigem, ebenso wie den beiden streitenden Teilen, Irrtümer untergelaufen sein: ich lasse mich gern belehren, bitte sogar beide Herren und jeden anderen, den es interessiert, dies zu tun, aber mit Beweisen. Jedenfalls wird mir niemand mit Recht „Bravourstücke eines Sonntagsjägers“ oder „Donquixoterien“ vorwerfen können. Dr. X.

Nach diesen Antworten die Kontroverse weiter zu verfolgen, empfand ich persönlich keine Nötigung. Selbst der Umstand, daß Dr. X. die genannte Nummer seiner Zeitschrift als Werbenummer in sehr vielen Exemplaren verschickt hatte, störte mir persönlich meine Ruhe nicht. Denn mein offener Brief, von dem Dr. X. seinen Lesern wohlweislich keine klare Vorstellung erweckt hatte, hat ausreichende Verbreitung gefunden — die „Christliche Welt“ hat über 4500 Abonnenten;

mehrere Zeitungen, auch eine Londoner vom 16. November 1899, haben ihn ganz oder teilweise abgedruckt; in Jena werden wenige Kollegen Haeckels ihn nicht gelesen haben —; und wer meinen Brief mit Haeckels Antwort und Dr. X.'s Nachwort vergleicht, wird nicht auf den Gedanken kommen können, daß ich den kürzeren gezogen hätte.

Überdies mußte ich mir sagen, daß nach Haeckels und Dr. X.'s Äußerungen nur Schweigen — oder eine detaillierte wissenschaftliche Abfertigung möglich sei; und es ist keine erfreuliche Verwendung der Zeit, mit solchem Detail sich abzugeben. Dennoch habe ich gegenüber dem ungeschwächten Selbstbewustsein Haeckels und gegenüber der Zurückhaltung jedes sittlichen Urteils in Dr. X.'s Nachwort es für Pflicht gehalten, mich dieser Aufgabe zu unterziehen. Denn Haeckels Buch ist bereits in Tausenden von Exemplaren verbreitet; es geht als Gift hinein in unser Volk und bestärkt unsere Sozialdemokraten in der Überzeugung, daß sie mit ihrem öden Materialismus und mit ihren thörichten Urteilen über das Christentum nur verträten, was „die Wissenschaft" lehrt. Ich bin auch überzeugt, daß niemand, der meine folgenden Ausführungen liest, im Ernst die aristokratische Meinung wird festhalten können, es sei besser, einen Mann wie Professor Haeckel sich selbt zu überlassen. Nicht um seinetwillen schreibe ich, sondern mit Rücksicht auf die Tausende, die sein Buch lesen.[1]

Vielleicht ernüchtert es doch einige der Haeckel-Verehrer, daß ihr Prophet sich so angreifen lassen muß, wie ich es im folgenden getan habe. Denn das und nichts anderes ist mein Zweck: das „wissenschaftliche" Ansehen, auf das Haeckel noch immer Anspruch macht, in Bezug auf all seine Urteile über das Christentum vor der Öffentlichkeit zu zerstören.

Daß ich mit solchen Ausführungen Übelwollenden die

[1] In der Zeit zwischen Januar und März [1900] ist mir's zweimal entgegengetreten, daß der „Saladin" (vgl. Abschnitt II) als eine von Haeckel empfohlene Autorität von — nicht-theologischen — Studenten gelesen und kolportiert worden ist. [Inzwischen ist das Schandbuch „deutsch von Wolfgang Schaumburg" in Zürich (W. Schaumburg, Dufourstr. 22) in „2. rev. Aufl." erschienen (1904); — jedenfalls ein schöner Erfolg des Haeckelschen Buches!]

Möglichkeit gebe, mir vorzuwerfen, ich vermiede nun nicht das „Denunzieren“, dessen Gefahr ich in meinem offenen Briefe selbst anerkannt hätte; — das kann ich im Bewußtsein meines guten Gewissens und in der Überzeugung tragen, daß Haeckel subjektiv mit vollstem Recht sich auf die Freiheit der Wissenschaft berufen darf, eine Anklage gegen ihn also scheitern müßte. Überdies bitte ich jeden, den falscher Eifer auf den verfehlten Gedanken bringen möchte, einer Schreiberei, wie der Haeckels, könnten die Grenzen des Erlaubten durch den Strafrichter klar gemacht werden, zu bedenken, daß der Märtyrerruhm, wie man schon in den Zeiten der alten Kirche wußte, eine wunderbar rehabilitierende Kraft hat. Nichts wäre törichter, als der Versuch, Haeckel zum — „Märtyrer der vorurteilslosen Wissenschaft“ zu machen.

Wenn die öffentliche Meinung mir Recht gibt, so ist dies für Professor Haeckel das empfindlichste Urteil, das es geben kann. Und nichts wäre geeigneter, die Bedeutung eines solchen empfindlichen Urteils abzuschwächen, als eine gerichtliche Verfolgung. Denn diese würde Herrn Professor Haeckel und seinen Verehrern es verhüllen, daß es nicht sein „Standpunkt“ ist, der ihn richtet, sondern seine Unwissenheit.

II.

Mit einem Zwiefachen muß meine Replik an Professor Haeckels Gegenerklärung anknüpfen. Haeckel schließt seine Erklärung mit den Worten:

> Herr Professor Loofs ..... hält es für unnötig, das ausgezeichnete Werk des gelehrten und scharfsinnigen englischen Theologen Saladin (Stewart Roß) kennen zu lernen: „Jehova's gesammelte Werke. Eine kritische Untersuchung des jüdisch-christlichen Religionsgebäudes auf Grund der Bibelforschung“ (Leipzig, Fleischer 1896). Da ich selbst mich großenteils auf diese Quelle stütze, muß ich wegen des Näheren die Leser darauf verweisen.

Dies Buch mir zu verschaffen, war demnach meine nächste Pflicht. Das englische Original habe ich binnen fünf Tagen aus London erhalten können; doch der von Haeckel benutzten deutschen Übersetzung habhaft zu werden, war nicht leicht.

Ich habe gleich an dem Tage, da Haeckels Erklärung mir zuging, durch meine Buchhandlung den angeblichen Leipziger Verleger um direkte Sendung des Buches gebeten. Allein erst nach vollen 14 Tagen und vielen Hin- und Herschreibereien habe ich auf Umwegen eine Ausführung meiner Bestellung erreicht, nachdem ich am Tage vorher das Buch leihweise von privater Seite erhalten hatte. Die Königliche Bibliothek in Berlin, die Göttinger und die Leipziger, ja selbst die Jenaische Universitätsbibliothek besitzen dies „ausgezeichnete Werk“ ebensowenig, wie unsere Universitätsbibliothek es besaß; kein buchhändlerischer Katalog verzeichnet es. In Leipzig ist es früher im Kommissionsverlag von Schaumburg-Fleischer untergebracht gewesen — das steht ursprünglich auf dem Titel —; erschienen ist's ohne Ort und Jahr im „Selbstverlag des (in ein Pseudonym — »W. Thunderstruck unter Mitwirkung von Gylfaginning« — sich hüllenden) Übersetzers.“ Das mir geliehene Exemplar wies überklebt die Notiz auf: „Zu beziehen durch W. Schaumburg, Zürich I, Rämistraße 35 III“; aber auch das gilt jetzt nicht mehr. Denn auf buchhändlerischem Wege erfuhr ich, das Buch gehöre jetzt in den „Verlag der Züricher Diskussionen“; doch ist es von dort erst nach Mahnung und nach Verlauf von mehr als vierzehn Tagen mir wirklich gesandt worden. Wir hörten, das Buch sei „seiner Zeit staatsanwaltschaftlich mit Beschlag belegt“, der Verfasser sei nach Australien ausgewandert, und der (in einer westdeutschen Stadt, deren Namen ich verschweige, ansässige) Verleger sei gestorben. Letztere Nachrichten sind freilich irrig: der Verfasser lebt noch in London, und von dem Verleger liegt mir eine Karte vor, in der er mitteilt, das Werk sei nicht im Buchhandel erschienen, es werde nur direkt versandt und mir — wie geschehen ist — an dem und dem Tage zugehen. Erweckt nicht schon dies alles den Verdacht, daß das Buch einer lichtscheuen Gattung unserer Literatur angehört?

Über den Verfasser habe ich aus England Auskunft erhalten. Er heißt William Stewart Roß, ist 1844 geboren, hat, nachdem er kurze Zeit in Glasgow Theologie studiert hat, sich der Journalistik zugewandt und seitdem eine fruchtbare freidenkerische Schriftstellerei entwickelt. Noch heute

gibt er eine Zeitschrift gleicher Tendenz heraus: *The agnostic Journal and eclectic Review (London W. Stewart & Co. 41 Farringdon Street, London E. C.)*, von dem mir vol. XLVI Nr. 3 vom 20. Januar d. J. [1900] vorliegt. „In England ist er nie im Ernst als ein Theologe angesehen", höre ich von dem Redakteur einer Londoner christlichen Zeitschrift. Doch wird das Haeckel keinen Eindruck machen. Wichtiger ist deshalb, daß Saladin selbst sich als einen Laien den Theologen entgegenstellt.[1] Der Titel eines „scharfsinnigen englischen Theologen", den Haeckel ihm gibt, ist also — von dem Scharfsinn ganz abgesehen — schon aus äußerlichen Gründen anfechtbar.

Daß er gänzlich unberechtigt ist, zeigt das Buch selbst. „Jehova's gesammelte Werke" ist die freie — im Titel bis zur Geschmacklosigkeit freie — Übersetzung des (1887) in dem oben genannten Verlage von *W. Stewart & Co.* in London erschienenen Buches *„God and His Book. The Bible: where did we get it, and what is it? by Saladin"*.

Der Übersetzer ist ein Mann von sehr geringer Bildung gewesen, ein Mann, der im Hebräischen und Griechischen nicht einmal die Buchstaben unterscheiden konnte,[2] vom Latein so wenig Ahnung hatte, dafs er (S. 24) das Orakel, das (nach Ennius) Pyrrhus erhielt: *Ajo te, Aeacida, Romanos vincere posse*, mit den Unformen drucken liefs, die der Setzerunverstand gebildet hatte:

„Credo te, Aeacida, Romanos voincereses p.",

ein Mann, der dem bekannten Worte (Goethes; aus den „Zahmen Xenien" II):

„Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter",

[1] S. 38: Ein jeder muß einsehen, ... daß wir unwissende Laien sehr unrecht daran tun, nicht alles zu glauben, was unsere priesterlichen Herren uns erzählen. S. 41: Für einen Laien, wie ich, der nicht in das litterarische Geheimnis der Dreieinigkeit eingeweiht wurde.

[2] S. 32 druckt er den Druckfehler (?) des englischen Originals (S. 30): כח קול statt בת קול getreulich nach, und das hebräische Alphabet auf S. 53 weist unter seinen 22 Buchstaben 8 verdruckte auf. Das Zitat des Krösus-Orakels übernimmt er (S. 24) mit den Druckfehlern (?) des Originals (S. 22) in folgender Form: *Χροισος᾽ Αλυν διαθας μεγαλην αρχην διαλυσει.*

das er aus dem Schatze seines Wissens dem Texte Saladins (Original S. 28) einfügte, die schöne Form zu geben wußte (S. 30):

„Im Auslegen seid hübsch munter,
Legt Ihr nichts aus, so legt was unter“,

ein Mann, dem bei Fremdwörtern gelegentlich selbst die Orthographie in die Brüche geht.[1]

Der „Wissenschaft“ hat dieser Übersetzer, der gar keine Beziehungen zu ihr hat, nicht dienen wollen.

Das Buch selbst kann ihr auch nicht dienen. Das „ausgezeichnete Werk“, das Haeckel mit einem stilistisch gewagten Bilde als „die Quelle“ bezeichnet, „auf die er großenteils sich stützt“, ist nichts als ein gemeines Pamphlet gegen die Bibel. Freilich sagt Saladin selbst (S. 139):

Es ist ... nicht die Bibel und das, was sie an und für sich bedeuten will, was ich angreife, sondern das, was die protestantische Christenheit aus der Bibel macht, die Ansprüche, die sie auf dieses Buch gründen will. Nimmt man es nur für das, was es in Wahrheit ist — eine Sammlung von mehr oder weniger zusammenhängenden Predigten (englisch: *tracts*), welche die Moral mehr oder weniger ferner Zeiten und Völker widerspiegeln —, so wird man das Studium dieses Buches nicht anders denn als eine hochinteressante antike Geschichtsforschung auffassen können. Damit ist aber auch sein Nutzen und sein Wert erschöpft. Daß es irgend etwas Göttliches, d. i. Übernatürliches, vor den Vedas, dem Koran oder der Times oder sonst einem Tageblatt voraus habe, ist eine ganz unhaltbare Annahme.

Aber nur an die letztere Hälfte dieser Ausführungen wird man bei der Lektüre des Buches erinnert. In 41 Kapiteln, von denen nur die ersten 12 allenfalls in klarem logischen Zusammenhang miteinander stehen, kramt der Verfasser aus, was er zur Herabsetzung der Bibel zu sagen weiß. Vielfach wendet er sich in direkter Anrede an „Jehova“,[2] bespöttelt seine Leistungen, kritisiert sein Schriftsteller- und Editoren-Ungeschick oder stellt ihm verfängliche Fragen. Anderorts

---

[1] „Metode“ (S. 15) und „ortodox“ (S. 122) neben „Theorie“ (S. 28); vgl. auch S. 2: Petrus kommt Thimotheum zu Hilfe.

[2] Dies *Nomen proprium* [stets falsch, ohne „h“ am Schluß, geschrieben] wird im Deutschen häufiger verwendet als im Original. Überhaupt ist die Übersetzung noch ein gut Teil gemeiner als das englische Buch. Vgl. z. B. Original S. 41: *It was so considerate of Jehovah* mit dem deutschen Text: „Es war so zuvorkommend von Papa Jehova“ (S. 43).

reibt er sich an dem „Geischt",[1] der die Bücher der Schrift geschrieben habe, amüsiert sich über seine literarischen Erfolge und meint, der Nettogewinn, den sein Buch abwerfe, müsse ihn allein schon zum wohlhabendsten Mitglied der Dreieinigkeit gemacht haben (S. 196). Das Buch wimmelt daher von den ärgsten Gotteslästerungen. Die schlimmsten derselben mag ich nicht wiedergeben. Von ihrer Art werden die gelegentlich folgenden Zitate eine ausreichende Vorstellung erwecken können.

Die Bildung, von der aus der Verfasser operiert, ist — um in seinem Jargon zu reden — die „des Durchschnittsmenschen Aegir Schulze" (englisch: „John Smith"), dem sein „gesunder Menschenverstand", d. h. das, was von der Bildung früherer Zeiten sein geistiges Eigentum geworden ist, eine Reihe von Argumenten gegen diejenige Schätzung der Bibel an die Hand gibt, die vor 200 Jahren die offizielle war, heute selbst von der konservativsten wissenschaftlichen Theologie nicht mehr festgehalten wird. Von dem, was die historisch-kritische Bibelforschung des 19. Jahrhunderts erarbeitet hat, weiß Saladin nichts; seine theologische Bildung besteht wesentlich aus dem, was von der Weisheit der Aufklärer des 18. Jahrhunderts auf ihn gekommen ist. Er hat's verbunden mit Gedanken, die dem Zeitgenossen der modernen Naturwissenschaft auf der Straße anfliegen, mit eigenen genialen Einfällen und Ausgeburten der eigenen Ignoranz, und hat sein so entstandenes Wissen mit einem Schriftstellergeschick der Gasse und mit Kloakenwitz dem modernen Freidenkertum schmackhaft zu machen versucht.

Einem verwahrlosten Hund das Ungeziefer abzusuchen, würde leichter sein, als die wissenschaftlichen Torheiten zu sammeln, die dies Buch enthält; und gegenüber einem Manne, der den Tertullian, weil er „ein Afrikaner war", als einen „schwarzen Knecht" Gottes bezeichnet (S. 72), wird kein Gelehrter, der Rüben und Birnen zu unterscheiden weiß, mir

[1] Auch hier vergröbert die Übersetzung. Im Original wird ein verwandter Eindruck höchstens dadurch hervorgerufen, daß die biblische Bezeichnung „[*holy*] *ghost*", nicht die der modernen Sprache angemessenere „*holy spirit*" verwendet wird. Denn im gewöhnlichen Leben wird „*ghost*" auch im Sinne von „Gespenst" gebraucht.

solch ekelhafte Arbeit zumuten. — Ich beschränke mich darauf, durch ein Referat über die Eingangsausführungen von der Anlage des Buches eine Vorstellung zu geben und dann an einigen Beispielen das Maß der Unwissenheit, Roheit und Impertinenz zu charakterisieren, das dem Buche den Stempel aufdrückt.

Gott hat einst — damit hat er seine Ewigkeit ausgefüllt (S. 13) — eine Menge „heiliger" Bücher geschrieben. Ob dies nur die kanonischen Bücher des Alten Testaments waren, oder auch die „ohne ersichtlichen Grund vom Kanon ausgeschlossenen"[1] und auch die „verlorenen Apokryphen" und „andere Schriften voller Fabeln und Irrtümer, die verloren gegangen sind"[2] — das läßt sich freilich nicht sagen, weil „der Stil des ‚Geischtes' mit demjenigen der Durchschnittskreatur Aegir Schulze so große Ähnlichkeit aufweist" (S. 3). Saladin wenigstens gesteht in einer Anrede an „Jehova" „voll Zerknirschung", daß er „nicht herausfinden kann, wo das Banalgeschöpf Aegir Schulze aufhört und der Jehova anfängt" (S. 14). Genug; „Jehova" schrieb ein Buch. Aber seine Publikationsmethode war eigen: er deponierte das Buch in Israel, und zwar in einer Lade aus Akazienholz, „einer Kiste voll heiligen Spielzeugs, für die er sich lebhaft interessierte" (S. 15), denn „dann und wann kam er herunter, um auf dem Deckel herumzutanzen" (S. 15) oder „sich auf seine Sittimholzkiste zu setzen, wie man es von den abgerichteten Affen auf den

---

[1] Saladin nennt als solche im Unterschied von denen, „die jetzt von Juden und Christen als kanonische angesehen werden", die Bücher Esther und Ruth (S. 12)! Von der Vertrautheit mit der Bibel, die er als Kind gehabt zu haben behauptet (S. 138), ist dem Manne also nicht viel geblieben. Über die Kanonizität des Estherbuches ist allerdings auf jüdischem und christlichem Gebiet die Meinung anfangs geteilt gewesen. Aber das liegt mehr als anderthalb Jahrtausende vor dem „Jetzt". „Ruth" mag der Quelle Saladins sich verkrochen haben, weil es von den Juden der Zeit Jesu mit dem Buche der Richter als ein Buch angesehen wurde.

[2] Letztere Gruppe umfaßt mit derjenigen der „verlorenen Apokryphen" die sog. Pseudepigraphen. Man brauchte viele Seiten, um die Unwissenheit zu illustrieren, die Saladin bei der Aufzählung dieser „verlorenen" Bücher bekundet hat. Er hat offenbar eine Liste abgeschrieben, die älter ist als die wissenschaftliche Arbeit und die literarischen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts.

Leierkästen herumziehender Italiener sehen kann" (S. 16).[1] Aber in Salomos Zeit [ca. 970—930], als die Lade geöffnet wurde (1. Kön. 8, 9), war „das Buch des Gesetzes" nicht darin (S. 17).[2] „Dreihundertfünfzig Jahre nach jenem Tage, da man zu Salomos Zeit die Lade öffnete", fand man das Buch wieder (2. Kön. 22, 8); „das Ding war immer noch lebendig, und in seinem Leben lag der Donnerkeil des Todes" (S. 18).[3] Aber es verschwand wieder: es verbrannte. Da hat Esra 150 Jahre

---

[1]) Saladin spricht hier natürlich von der sog. „Bundeslade", dem uralten Heiligtum Israels, das — vielleicht ursprünglich ein Behältnis heiliger Steine oder eines heiligen Steines (vgl. Benzinger, Hebräische Archäologie, Freiburg 1894, S. 368f.) — später als der Aufbewahrungsort der, auch Saladin (S. 7) bekannten steinernen Gesetzestafeln galt, die Mose am Sinai von Gott erhalten haben sollte [5. Mose 5, 5; 2. Mose 25, 16]. Nach einer — nicht allgemeinen — späteren jüdischen Tradition, der auch der Verfasser des neutestamentlichen Hebräerbriefes (9, 4) folgt, barg sie außerdem einen Krug mit Manna und den Stab Aarons. Daß auch das „Buch des Gesetzes" in die Lade gelegt sei, erscheint bei Saladin lediglich als ein Schluß aus 5. Mose 31, 26: Nehmet das Buch dieses Gesetzes und leget es in die Seite der Lade des Bundes („nach Luther" S. 15 Anm. 2; englisch S. 14: *put it into the side [i. e. inside] of the ark*), und dieser Schluß ist irrig, denn der hebräische Text sagt: „Leget es zur Seite der Lade", d. h. „neben die Lade" — Dillmann (zu Deut. 31, 26) verweist darauf, daß auch bei den klassischen Völkern Bibliotheken an den Heiligtümern nachweisbar seien —; doch mag bei Saladin, ihm unbewußt, eine verwandte jüdische Tradition nachklingen. Mein verehrter Kollege Kautzsch nämlich machte mich darauf aufmerksam, daß R. Janai im Midrasch Debarim rabba, Parasche IX (zu Deut. 31, 14) sagt: Er (Mose) schrieb 13 Thora-Rollen, 12 für die Stämme und eine legte er in die Lade, damit sie, wenn einer etwas fälsche, diese in der Lade hervorholen sollten (um zu vergleichen; Wünsche, Biblioth. rabbin. 19. Lief. S. 101). Diese „Publikationsmethode" könnte freilich selbst Saladin nur zweckmäßig finden.

[2]) „In der Lade war nichts außer den beiden steinernen Tafeln, die Mose am Horeb hineingelegt hatte" (1. Kön. 8, 9). Natürlich! — Vgl. die vorige Anm.

[3]) Daß man mit dieser Auffindung „des Gesetzbuches" auf sicherem historischen Boden steht — es ist die Urgestalt unseres jetzigen fünften Buches Mosis, die damals (623) ans Licht trat —, kann kein Leser Saladins erkennen. Denn Saladin erzählt mit demselben spottenden Ernst von „Jehova's" Schriftstellerei in der Ewigkeit. Was die Wissenschaft der Gegenwart von der Geschichte des Volkes Israel zu sagen weiß, ist dem „scharfsinnigen englischen Theologen" ebenso fremd, wie die ja erst im 19. Jahrhundert aufgekommene Pentateuchkritik.

nach jener Wiederentdeckung „aus seinem eignen Kopf“ es neu geschrieben (S. 21), — „es“, d. h. das ganze Buch „Jehova's“, die ganze Bibel.

Wenn irgend etwas in Bezug auf eine so faule und unsichere Geschichte, wie das Alte Testament, sicher ist, so ist es der Umstand, daß es Esra erzeugte (S. 27).

Das ist also Saladins „kritische“ Ansicht von der Entstehung des Alten Testaments! Worauf diese seine Meinung eigentlich beruht, das — weiß er selbst nicht. Er weiß nur, daß viele Kirchenväter gemeint haben, Esra hätte die im babylonischen Exil verlorenen Bücher des A. T. neu geschrieben (S. 27 f.). Er zitiert freilich auch Esras Wort „Dein Gesetz, Herr, ist verbrannt; deshalb weiß kein Mensch die Dinge, die Du getan,“ er erzählt auch, daß Esra mit Hilfe von fünf Schreibern in vierzig Tagen die verbrannten Bücher neu geschrieben habe (S. 22 f.); allein woher jenes Wort Esras und woher diese Geschichte stammt, darüber gibt keine Anmerkung Auskunft. — Es ist das sog. „vierte Buch Esra“ ein Apokryphon aus den neunziger Jahren des ersten Jahrhunderts n. Chr.[1] Daß diese Nachricht nichts als eine unglaubliche Legende ist, weiß jeder, der je einmal wissenschaftlich mit dem Alten Testament sich beschäftigt hat. Wer sie für das Sicherste hält, das wir vom A. T. wüßten, verrät damit nur, daß er von den geschichtlich sicher fixierbaren alttestamentlichen Propheten und ihrer Zeit, von alttestamentlicher Kritik und wissenschaftlicher Geschichte Israels auch nicht das Geringste weiß, und — daß er von den Maßstäben, nach denen die Wissenschaft überhaupt das geschichtlich Sichere feststellt, nicht die leiseste Ahnung hat.

Saladin ist mit der historischen Untersuchung nun fertig und wendet sich der Kritik zu. Zunächst verbreitet er sich über die „Inspiration“. Die Pfaffen übersetzen πνεῦμα mit Geist; richtig übersetzt ist der heilige Geist nichts anderes als der „heilige Wind“.

Wenn Esra die verlorenen zweiundzwanzig Bücher reproduzierte, muß er an einem ungleich bedenklicheren Anfalle von „Be—geischterung“

---

[1]) In der von Prof. Kautzsch herausgegebenen Übersetzung der „Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments“ (Freiburg 1899) findet sich die betreffende Stelle Bd. II, S. 399 ff.

gelitten haben als Moses, der ja nur fünf Bücher schrieb. In der Tat ... muß es wunder nehmen, daß er von der starken Dosis nicht platzte (S. 28).

Stellen wir sie uns vor, die „heiligen Männer Gottes“ — Esra, Paul und Konsorten — am Tische sitzend, Feder in der Hand, mit fürchterlich aufgetriebenen Leibern, und damit beschäftigt, die Bibel, die „Quelle von Englands Größe“, hervorzubringen. . . . Mit seliger Verzückung sehe ich sie vor meinem geistigen Auge auftauchen, jene Männer, die da redeten, was ihnen vom heiligen Winde eingeblasen worden war. Jedesmal, wenn sie mit der einen Hand die Feder eintauchen, geben sie sich mit der anderen einen Schlag auf den Bauch, um zu probieren, ob er noch prall genug ist zur Hervorbringung jenes dumpfen Trommelschalles, welcher anzeigt, daß der Besitzer gerade in der richtigen Tonart ist, Bibeln zu schreiben (S. 30f.).

Dann wendet sich Saladin zu Einzelausstellungen an dem inspirierten Buch. Zwei in die Tiefen seiner Unbildung einen erschreckend deutlichen Einblick gebende Vorwürfe stehen voran: Esra schrieb hebräisch — und schrieb's in chaldäischen Lettern (S. 36). Hebräisch war nicht nur damals eine tote Sprache (! S. 36): es ist überhaupt eine Sprache nur für „Tauben und Wilde“ (S. 42), — denn, geschrieben, hat's keine Vokale.

Möge der Leser sich eine rohe und primitive Sprache vorstellen, die aus 22 Konsonanten zusammengestümpert ist, und er wird einen Begriff davon bekommen, wie klar sich Gott ausdrückte (S. 35).

Saladin erläutert dies durch einen Vergleich: Ein Reporter, der Pitmans Stenographie schreibt, in der die Vokale durch Punkte bezeichnet werden, wird leichter eine Rede aufnehmen, als ein Stenogramm, bei dem er in der Eile die Vokale ausließ, entziffern. Dann fährt er fort:

Um zu verstehen, wie unmöglich es ist, aus dem vokallosen Hebräisch des „Geischtes“ klar zu werden, müßten wir annehmen, der Reporter hätte durch Einfügen von Vokalen Notizen verständlich zu machen, die einer vor 1000 Jahren gehaltenen Rede entstammen und die dazu in einer Sprache abgefaßt sind, welche, sagen wir schon seit 500 Jahren eine tote Sprache ist. Aus den ersten vier Buchstaben der Genesis — den Konsonanten BRST — könnte er bilden: Brust, Brüste, Borste, Bürste, barst, Oberst, aber ist, abreiste u. s. w. nach Belieben und je nachdem, was seiner Auffassung nach der Geischt gemeint haben könnte (S. 36).

Wer solch blühenden Unsinn schreiben kann, versteht vom Hebräischen nicht mehr als die Krähe vom Sonntag. Daß das Syrische und Arabische jahrhundertelang in der

gleichen Verdammnis waren, wie das Hebräische, — das ist dem gelehrten Manne natürlich völlig unbekannt. Unter diesen Umständen kann es nicht auffallen, daß sein Wissen von der hebräischen Schrift ebenso lächerlich dürftig ist. Daß Esra die spätere hebräische Schrift aus dem Exil mitgebracht habe, ist freilich jüdische Überlieferung; allein diese Tradition ist unhaltbar: die sog. „aramäische" (nicht, wie man früher sagte, „chaldäische") Schrift hat in ihrer jüngeren Form, der seit dem 4. Jahrhundert entstandenen sog. Quadratschrift, seit frühestens 300, unterstützt von dem gleichzeitigen Vordringen der aramäischen Sprache, allmählich die althebräische Schrift verdrängt.[1] Wer schreiben kann, Esra habe, „weil die Juden wahrscheinlich die hebräischen Buchstaben nicht kannten", sein Hebräisch mit chaldäischen Lettern geschrieben (Saladin S. 36), der befindet sich gegenüber dem gesamten modernen, auf Inschriften ruhenden Wissen von der Entwicklung der hebräischen Schrift in völligster Unkenntnis. Wie groß diese seine Unkenntnis ist, zeigt Saladin, wenn er S. 37 und auf dem Titelblatt

als eine Probe von sehr altem Hebräisch, also von etwas, was der ursprünglichen Handschrift des „Geischtes" — also nach Saladin der Schrift Esras um 444 v. Chr. — am nächsten stehen dürfte,

ein Faksimile von 5 Zeilen einer in der modernen Quadratschrift geschriebenen Bibelhandschrift (frühestens des 10. Jahrhunderts n. Chr.!) seinen Lesern vorführt.

Daß ich an den Ausführungen über die Geschichte der hebräischen Sprache und an dem Laiengewäsch über die Menge der *Variae lectiones* die Tiefe der wissenschaftlichen Unbildung Saladins noch weiter ausmesse, wird unnötig sein. Für die Höhenlage seiner sachlichen Kritik und die Noblesse des Tones noch einige Beispiele.

Im neunten Kapitel stellt er fest, aus welchem Teile der Schrift „am leichtesten das ewige Leben ausgegraben werden" könnte:

---

[1]) Vgl. zu obigem Wellhausen in Bleeks Einleitung in das Alte Testament 6. Aufl. S. 580 ff.; Stade, Hebr. Grammatik I, 26 ff.; Kautzsch, Hebr. Grammatik 25. Aufl. S. 22 f.; Benzinger, Hebr. Archäologie S. 286 ff.

Nun, meine vielbeschäftigen Freunde, ihr könnt den wichtigsten Teil der Schrift daran erkennen, daß Jehova ihn Wort für Wort wiederholt. Ich habe schon erwähnt, daß 2. Könige 19 und Jesaias 37 identisch sind. Das ist jedenfalls Jehova's Glanzstück, auf das er sich am meisten einbildet, welches er an seinem Geburtstage, bei Familienkaffees, Landpartien oder anderen Festlichkeiten im Himmelreiche der Sarah, den Engeln und den glückseligen Tieren vordeklamiert (S. 64).

Er rät dann denen, die selig werden wollen, zwei Verse dieses Lieblingskapitels „Jehova's" auswendig zu lernen. Zunächst v. 29; dann v. 36:

„Da fuhr der Engel Gottes aus und tötete im Lager der Assyrer 185000 Mann. Als sie des Morgens aufstanden, sah man Leichen überall.[1]

An dies Zitat knüpft Saladin dann folgende geschmacklose Reflexion:

Wie müssen die Assyrer gestaunt haben, als sie des Morgens aufstanden und fanden, daß sie alle Leichen waren. Diesmal hast Du sie gründlich verblüfft, Jehova. Würdest Du Dich nicht auch wundern, eines schönen Morgens zu entdecken, daß Du mehr nur ein Kadaver bist? Die Geschichte erzählt nicht, was die toten Assyrer sagten, aber ein Sachse[2] würde sich die Augen reiben und ausrufen: „Ei Herrjeeses, hären se nur, mei Kutester, ich bin ja tot. Sagen se meiner Alten, daß ich nich mehr läben täte. Wees Knebbchen, die Wärmer krabbeln mer schon in der Läber rum. Lassen se mich anständig begraben (S. 66).

Im nächsten Kapitel bespricht Saladin u. a. die Schwierigkeiten der Geschichte des Auszugs aus Ägypten, die viel geistreicher schon Reimarus im vierten der Wolfenbütteler Fragmente (Hempel XV, 177 ff.) hervorgehoben hat.

Aus einer Zählung im Exodus (38, 26) läßt sich berechnen, daß, wenn man die gebräuchliche Norm von 5 Personen für jeden Mann über 20 Jahre annimmt, im ganzen etwa 3000000 Menschen da waren. Man versichert uns — Saladin weiß offenbar nicht, wer der „man" ist; die Stelle steht 4. Mose 3, 43, — daß die Zahl der männlichen Erstgeburten 22273 betrug, und wenn wir die der weiblichen gleich hoch annehmen, so erhalten wir die Summe von 44546. Dividiert man die 3000000 durch die Zahl der Mütter, so bekommt man als Resultat ungefähr 68 Kinder auf eine

[1] Wörtlich: „Und als man am Morgen frühe sich aufmachte" — über die Wiedergabe des unbestimmten persönlichen Subjekts durch die 3. Pers. Plur. s. Kautzsch, Hebr. Grammatik 25. Aufl. S. 446b, — „siehe, da waren sie alle leblose Leichen."

[2] Im englischen Original (S. 63) redet ein „Cockney" in gemeinem Londoner Straßen-Englisch.

Mutter. Um dem Herrn wohlzugefallen und ihm Stoff zum Schreiben zu geben, müssen die Kinder Israel, wie die Kaninchen, Würfe von 8 oder 10 auf einmal geboren haben usw. (S. 73f.).[1]

Das folgende Kapitel kommt noch einmal zurück auf

den armen Hanswurst von Gott, durch dessen litterarische Kunstreiterstückchen gewisse jüdische Frauen mit Würfen von 10 oder 12 Kindern niederkommen. Diese Gottheit, welche eine Frau mit 10 oder 12 Kindern schwanger macht, die nachher an ihren Armen und in langer Reihe am Rocke hängen, mit einer Geschwindigkeit von 100 Kilometern aus Ägypten sausend, ist vielleicht für solche geeignet, welche das Leben als eine Posse betrachten, sie ist aber nicht passend für mich, der ich im Leben ein ernstes und feierliches Trauerspiel sehe (S. 76).

Sodann erörtert Saladin die „Gründe, weshalb Gott kein besseres Buch schrieb". Er findet sie in „häuslichen Wirrnissen und häuslichem Elend im göttlichen Familienkreise." Diese Ausführungen sind zu arg, um hier wiedergegeben zu werden. Am Schluß wird hier auch von Maria gesprochen. Saladin leistet sich hier u. a. im Hinblick auf die „vielen Flaschen mit Milch Mariae" in den Klöstern der Christenheit den geistlosen Spott, daß Maria „durch ihre kolossale Leistungs-

[1] Diese statistischen Berechnungen wird niemand leichtlich durchschauen. Doch sind sie unter der freilich irrigen Vorraussetzung, daß jeder Hebräer nur einmal eine monogamische Ehe geschlossen habe, — richtig; denn dann ist die Zahl der Erstgeborenen in einem Volke gleich der Zahl der Mütter. Auch die wissenschaftliche Theologie der Neuzeit kennt diese Schwierigkeiten (vgl. Dillmanns Kommentar zum Buch Numeri 2. Aufl. 1886 S. 5ff. und zu 3, 43 S. 20f.). Dillmann verwirft mit Recht die Auskunft, die Geschichtlichkeit der Zahl der Erstgeborenen (22273) durch einen Hinweis auf die Polygamie oder durch künstlichere Konstruktionen zu retten. Solche Ausdehnung hat die Polygamie in Israel nicht gehabt, daß die im Verhältnis zu der Gesamtzahl des Volkes viel zu geringe Zahl der Erstgeborenen durch sie in dieser ihrer Höhe glaublich gemacht werden könnte. Die Schwierigkeit löst sich aber einfach durch die Annahme, daß der Erzähler den 4. Mos. 3, 11—13 ausgesprochenen Gedanken, Gott wolle die ihm geweihten Leviten für die eigentlich ihm verfallene Erstgeburt ansehen, zahlenmäßig zum Ausdruck bringen wollte: den 22273 Erstgeburten entsprechen die 22000 (3, 39) bezw. 23000 (26, 62) Leviten. „Der tatsächlichen Schwierigkeit, die der Erzähler dadurch in seine Erzählung hineinbrachte, ist er sich schwerlich bewußt gewesen" (Dillmann a. a. O. S. 20). — Saladins Kritik steht auf der Höhe der altrationalistischen, die, mit historischer Kritik noch unbekannt, die Geschichtlichkeit der Nachrichten, die sie kritisierte, von der Orthodoxie übernahm.

fähigkeit in der Laktationsbranche“ Gott nützlich gewesen sei, und schließt dann dies scheußliche Kapitel mit folgenden Geschmacklosigkeiten:

Doch ist dieser Nutzen vielleicht in Frage gestellt durch den Bericht, welchen uns ein Tourist aus Italien zukommen läßt (im Boston Investigator), und demzufolge man in 150 Klöstern die Kopfbedeckung der Jungfrau finden kann. Welch eine Rechnung sie bei ihrer Hutmacherin gehabt haben muß! Es wäre auch Unsinn, zu glauben, daß ein Mann in den einfachen Verhältnissen, wie Joseph der Zimmermann, diese Hüte bezahlt hätte. Als er die Extravaganzen seines Ehegespons entdeckte, ließ er wahrscheinlich im „Jerusalemer Tageblatt und Anzeiger für Bethlehem und Umgebung“ ein Inserat erscheinen; etwa so:

Ich Joseph, Tischler und Wagener, wohnhaft Jezebel Straße, Nazareth, mache hierdurch bekannt, daß ich nach dem 13. dieses Monats (Nisan) nicht mehr für irgend welche Schulden meiner Frau Maria, mit dem Spitznamen „die Jungfrau“, aufkommen kann.

Sicherlich hat Jehova tief in die Tasche langen müssen, um diese Hüte zu bezahlen. In Anbetracht solch erschwerender Umstände, wie sie durch einen Anhang armer Verwandten und insbesondere durch die Quälerei der fürchterlichen Maria bedingt werden, hat Jehova doch recht gut geschrieben, und ich muß zugeben, wie sehr ich mich wundere, daß aus der Bibel überhaupt das geworden ist, was sie ist, d. h. ein einigermaßen vernünftiges Buch (S. 83).

Das wird genug sein zur Charakteristik Saladins! Jeder meiner Leser, der ein Verständnis hat für ernste wissenschaftliche Arbeit und ein zartes Gefühl für schriftstellerische Würde und literarischen Anstand, wird, meine ich, nun überzeugt sein, daß dies „ausgezeichnete Werk des gelehrten und scharfsinnigen englischen Theologen“ nichts anderes ist als ein Schandbuch eines unwissenden und groben Journalisten niederster Art. Ich war nach einigen Zitaten, die Haeckel aus seiner „Quelle“ gibt, darauf vorbereitet, daß der „Saladin“ ein ganz böses Buch sein müsse; doch solches Geschmiere in einem von einem Kollegen benutzten und empfohlenen Buche zu finden, erwartete ich nicht. Daß Professor Haeckel so tief unter dem Niveau eines ernst zu nehmenden und selbst ernsten Gelehrten steht, daß er solch ein Buch in hohen Tönen preisen kann, — das ist mir eine neue Entdeckung gewesen.

III.

Das zweite in der Gegen-Erklärung Haeckels, das vorweggenommen werden muß, ist der dem Eingange folgende erste Absatz. Haeckel schreibt:[1]

Zu einer eingehenden Antwort auf diesen „offenen Brief" habe ich weder Zeit noch Neigung; auch würde dergleichen zu keiner Verständigung führen, da unser wissenschaftlicher Standpunkt im tiefsten Grunde verschieden ist. Herr Professor Dr. Loofs als christlicher Theologe ist noch in dem naiven Wunderglauben des Mittelalters befangen und nimmt insbesondere für die Erzeugung Christi einen übernatürlichen Vorgang an, die „Überschattung durch den heiligen Geist". Ich hingegen als empirischer Naturforscher muß — gleich allen Naturkundigen der Gegenwart — jedes Wunder leugnen und jede Erscheinung durch ihre natürlichen Ursachen zu erklären suchen; ich muß also auch bei der Erzeugung Christi nach dem Vater fragen, welcher die Empfängnis bei der „Jungfrau Maria" bewirkt hat.

Das ist eine unehrliche Verschiebung des Streitpunktes Denn in meinem „offenen Briefe" hatte ich geschrieben:

Nicht um die Frage der Geschichtlichkeit von Lukas 2 und Matthäus 1 handelt es sich zwischen uns, das will ich ausdrücklich betonen.[2] Interessiert es Sie zu wissen, wie ich darüber denke, so bitte ich Sie in der Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche 3. Aufl. Bd. IV S. 19 nachzusehen. Darum vielmehr handelt es sich zwischen uns, ob ein normales wissenschaftliches Gewissen es leiden kann, daß man gegen die Geschichtlichkeit jener Berichte mit Argumenten operiert, die — zu geschweigen von dem bei einem gebildeten Manne auffälligen Tone derselben, der Rücksichtnahme auf das religiöse Empfinden anderer nicht kennt, — jede Fühlung mit der wissenschaftlichen Arbeit vermissen lassen, vielmehr an die Bravourstücke eines Sonntagsjägers oder an die Heldentaten eines Don Quixote erinnern.

Meine ganz ausdrückliche Erklärung, es handle sich zwischen uns nicht um die Geschicklichkeit dessen, was Lukas 2 und Matthäus 1 erzählt ist, d. i. der Jungfraungeburt, berücksichtigt Professor Haeckel nicht; meine Verweisung auf Real-Encyklopädie IV, 19 beachtet er nicht: er schreibt vielmehr darauf los, wie es ihm bequem ist. Das ist unehrlich. In der

---

[1] Die Sperrungen rühren von mir her.

[2] Von mir erst jetzt gesperrt.

zitierten Ausführung der Real-Encyklopädie (Bd. IV 1898, Artikel „Christologie, Kirchenlehre") habe ich in Anlehnung an eine vorangehende Besprechung der christologischen Anschauungen bestimmter judenchristlicher Kreise der ersten Jahrhunderte (S. 19) folgendes drucken lassen.[1]

Die Annahme einer Abstammung Jesu von Joseph kann man in außerbiblischen christlichen Kreisen der alten Kirche nur bei jenen Judenchristen nachweisen, und daß diese Annahme nicht allgemein judenchristlich-palästinensisch war, ist selbstverständlich: Matth. 1 und Luk. 2 wurzeln auch in judenchristlich-palästinensischen Traditionen. Dennoch darf man die Bedeutung der Tatsache, daß Christen, welche Jesum für einen Sohn Josephs hielten, zweifellos sicher geschichtlich nachweisbar sind, nicht gering anschlagen. Denn auf ursprüngliche Verwerfung der Parthenogenesis wird niemand mit gutem Gewissen jene Annahme der Abstammung Jesu von Joseph zurückführen können. Liegt hier aber Tradition vor, so ist dies eine schwerwiegende Instanz gegen diejenigen, die bei Markus, Johannes, Paulus das *argumentum e silentio* nicht gelten lassen wollen und die positive Beweiskraft der Geschlechtsregister (Matth. 1, 1 ff.; Luk. 3, 23 ff.)[2] und des *σπέρμα Δαυεὶδ* in Rö. 1, 3 bestreiten. Daß Matth. 1, 18 ff. und Luk. 2, 1 ff. eine der spätesten Schichten der biblischen Überlieferung darstellen, ist mithin keine willkürliche These. Soll man auch diese Erzählung unter den Schutz des Gedankens einer fortschreitenden Wahrheitserkenntnis der ersten Jünger stellen? — Weshalb dann nicht auch die Erzählungen der Evangelien, die vor Abschluß des Kanons neben unsern jetzigen zirkulierten! Katholischem Denken ist die Antwort leicht; dort ruht der Kanon auf der Autorität der Kirche. Wer auf evangelischem Gebiet das neutestamentliche „Schriftganze" durch den Hinweis auf die Wirksamkeit des heil. Geistes legitimieren will, tut dies ohne Schriftautorität und verwendet Gedanken, denen gegenüber die

---

[1] Die Sperrungen habe ich erst für dieses Buch angeordnet.

[2] Daß diese dem Nachweis der davidischen Abstammung Jesu dienenden Geschlechtsregister, weil sie den Zusammenhang mit David nicht für Maria, sondern für Joseph dartun, älter sind als die Geburtsgeschichten in Matth. 1 und Lukas 2 und daß sie in ihrem Schluß- bezw. Anfangsgliede (Matth. 1, 16: Jakob aber erzeugte den Joseph, den Mann der Maria, von welcher Jesus, welchen man Christus heißt, geboren ist; Luk. 3, 23: Jesus war der Sohn — so galt er — des Joseph, des Sohnes Eli, des Mattath u. s. w.) erst später der Geburtsgeschichte konform gemacht sind, ist eine in der wissenschaftlichen Theologie weitverbreitete Annahme. Daß ich oben mit dieser Annahme rechne, muß hier ausdrücklich bemerkt werden; für die Leser der Real-Encyklopädie war es selbstverständlich.

deutschen Bibeln Luthers mit ihrer faktischen Ausscheidung des Hebräerbriefs, des Jakobusbriefs, des Judasbriefs und der Apokalypse aus der Zahl der apostolischen Autoritäten sich nicht würden rechtfertigen lassen. Alle der Sache selbst entnommenen dogmatischen Gründe für die Parthenogenesis halten vor der Dogmengeschichte nicht stand. Daß die Sündlosigkeit Jesu nur so gedacht werden könne, ist eine 1. Ko. 7, 14 gegenüber sekundäre Meinung, die vor Tertullian in der Kirche nicht nachweisbar ist und nach Tertullian noch nicht allgemein war. Und daß die Präexistenz-Vorstellung die Parthenogenesis fordere, wird neuerdings zwar mehrfach behauptet, aber ohne Grund. Wem Paulus und Johannes keine Gegenzeugen sind, der müßte doch anerkennen, daß nur diejenigen Formen der Christologie eine Abstammung Jesu von Joseph κατὰ σάρκα ausschließen, welche auch mit natürlich menschlicher Entwicklung Jesu sich nicht vertragen. Denn weshalb die natürliche Geburt anders stehen soll, als das natürliche Wachstum von den Anfängen der Empfängnis an, ist nicht einzusehen; es sei denn, daß man doch wieder zu den Gedanken zurücklenke, welche die falsch-asketische Beurteilung des natürlichen Lebens mit Unrecht an Psalm 51, 7 angeknüpft hat.

Kein zartfühlender Leser wird es mir verdenken, daß ich dem Jenenser Kollegen, der die Geburtsgeschichte Jesu mit Wohlbehagen in den Schmutz der jüdischen Schmähungen herabgezogen hatte, meine eigne kritische Stellung zu den Erzählungen in Matthäus 1 und Lukas 2 breit darzulegen mich scheute; — es war deutlich genug, wenn ich unter Verweisung auf die zitierten Ausführungen der Real-Encyklopädie „ausdrücklich betonte“, daß „es sich zwischen uns nicht um die Geschichtlichkeit von Matthäus 1 und Lukas 2 handele.“

Herr Professor Haeckel hat entweder nicht sorgfältig gelesen und meinen Verweis auf meinen Artikel nicht berücksichtigt — und auch das ist unehrliche Polemik —, oder er hat — und das wäre noch unehrlicher — gegen besseres Wissen meine kritische Stellung zu der von ihm angegriffenen Geschichte ignoriert. Jedenfalls hat er und ebenso Herr Dr. X. — den „Hauptstreitpunkt“ verschoben. Es ist daher nötig, daß ich ihn hier recht in den Mittelpunkt rücke. Und da Herr Professor Haeckel die höflichere Polemik des „offenen Briefes“ nicht genügend gefühlt hat, so muß ich deutlicher werden. Der Streitpunkt ist, ob die Art der Angriffe auf das Christentum, die Herr Professor Haeckel sich gestattet hat, 1. ihrem Inhalt und 2. ihrem Tone nach es noch als möglich erscheinen läßt, daß Herr Professor Haeckel „ein normales

wissenschaftliches Gewissen“ hat. Hat er's nicht, so ist er wissenschaftlich nicht mehr ernst zu nehmen. Und daß er's nicht hat, will ich zeigen. Ich will beweisen, daß Herr Professor Haeckel durch die Ignoranz, die er gezeigt, und durch den Ton, den er sich erlaubt hat, sich um die Ehre gebracht hat, in urteilsfähigen Kreisen als ein wissenschaftlicher Schriftsteller zu gelten.

IV.

1. „Um die ungeheure Bedeutung des Christentums für die ganze Kulturgeschichte, besonders aber seinen prinzipiellen Gegensatz gegen Vernunft und Wissenschaft richtig zu würdigen“, will Haeckel im XVII. Kapitel seines Buches „einen flüchtigen Blick“ auf die wichtigsten Abschnitte der Geschichte des Christentums werfen.

Wir unterscheiden — sagt er da (S. 360)[1] — in derselben vier Hauptperioden: I. das Urchristentum (die drei ersten Jahrhunderte), II. den Papismus (zwölf Jahrhunderte, vom vierten bis fünfzehnten), III. die Reformation (drei Jahrhunderte, vom sechzehnten bis achtzehnten), IV. das moderne Scheinchristentum (im neunzehnten Jahrhundert).

Schon diese Disposition der Kirchengeschichte beweist, daß Haeckel von ihr redet, wie der Blinde von der Farbe. Man kann nur schwanken, wo die Unkenntnis am größten ist. Gegenüber dem „Urchristentum“? Dafür spricht, daß Haeckel S. 363[2] erklärt:

Im Übrigen waren die Urchristen der ersten Jahrhunderte zum größten Teil reine Kommunisten, zum Teil Sozialdemokraten, die nach den heute in Deutschland herrschenden Grundsätzen mit Feuer und Schwert hätten vertilgt werden müssen.

Oder gegenüber dem „Papismus“, der [nach Haeckel] um 300 n. Chr. einsetzt? Dafür spricht S. 369[3] u. 363[4]:

. . . damit (d. h. mit Luthers Thesen) wurde die eiserne Tür des

[1] [Volksausgabe S. 125a.]
[2] [Volksausgabe S. 126ab.]
[3] [Volksausgabe S. 128b.]
[4] [Volksausgabe S. 126b.]

Kerkers gesprengt, in dem der papistische Absolutismus durch 1200 Jahre die gefesselte Vernunft eingeschlossen hatte.

Während eines Zeitraumes von 1200 Jahren vom vierten bis zum sechzehnten Jahrhundert, hat der Papismus das geistige Leben Europas fast vollständig beherrscht.

Oder gegenüber der [nach Haeckel] bis ans Ende des 18. Jahrhunderts reichenden Reformationszeit?

Haeckel ist auch seiner Teilung nicht sicher: S. 368[1] beginnt er das Mittelalter gar mit „der Gründung des Christentums:"

Die Geschichte der Kulturvölker, welche wir „die Weltgeschichte" zu nennen belieben, läßt deren dritten Hauptabschnitt, die „Neuzeit", mit der Reformation der christlichen Kirche beginnen, ebenso wie den zweiten, das Mittelalter, mit der Gründung des Christentums.

Vielleicht war hier „Gründung der Staatskirche" gemeint, denn auch Haeckel nimmt an — und das kann man ihm ja nicht übel nehmen, denn es steht noch in den meisten Schulbüchern und selbst in kirchenhistorischen Werken. — Konstantin habe das Christentum „zur Staatsreligion erhoben." (S. 366).[2]

Es wird nicht nötig sein, all den Unsinn, der in den zitierten Stellen die „Höhe" der von allen Fesseln der Tradition befreiten „Wissenschaft" Haeckels bekundet, im einzelnen zu widerlegen. Die Behauptung wenigstens, daß mit dem vierten Jahrhundert die Zeit des „papistischen Absolutismus" beginne, daß seitdem das Papsttum das geistige Leben Europas beherrscht habe, ist zu dumm, als daß sie einer Widerlegung wert wäre. Ein paar Worte nur über den „Kommunismus" des „Urchristentums"! — Der törichten Hereinziehung des Begriffs „sozialdemokratisch" überlasse ich's, sich selbst lächerlich zu machen.

Schon für die Zeit des wirklichen „Urchristentums" wird durch 1. Thess. 2, 9; 1. Kor. 11, 21 f.; Jac. 1, 9 u. 10; 2, 2—6;

---

[1] [Volksausgabe S. 128b.]

[2] [Volksausgabe S. 127b.] Konstantin hat den Prozeß eingeleitet, der im endenden vierten Jahrhundert zur Entstehung der Staatskirche führte. Das Christentum war zu seiner Zeit begünstigte *religio licita*, nicht mehr. Das Heidentum bestand völlig zu Recht.

1. Tim. 6, 17 und andere Stellen bewiesen, wie unrichtig ein Verallgemeinern dessen wäre, was eine in diesem ihren ersten Teile sehr sekundäre Quelle, die Apostelgeschichte (2, 44 f.), über die Gemeinsamkeit der Güter in der ältesten jerusalemischen Gemeinde erzählt. Und daß die Christenheit im zweiten und dritten Jahrhundert keine Schar von Kommunisten war, kann vollends keinem zweifelhaft sein, der die Literatur der Zeit kennt. Freilich lassen sich einzelne Sätze auftreiben, die kommunistisch klingen und die Leser sozialdemokratischer Bücher zu „überzeugen" im stande sind: „Alles haben wir gemein, nur nicht die Weiber", sagt Tertullian i. J. 197[1] —; allein selbst solche Stellen sind nichts anderes als rhetorische Formulierungen des Gedankens, daß die mitteilende Liebe die sozialen Gegensätze ausglich, wenigstens ausgleichen sollte. Daß die Kirche des zweiten und dritten Jahrhunderts nicht kommunistisch dachte, macht ihre Stellung zur Sklaverei, macht ihre Schätzung der „Almosen", macht das, was wir vom Reichtum einzelner (z. B. Cyprians) und von dem Treiben der Bischöfe des endenden dritten Jahrhunderts wissen,[2] zweifellos. Wenn Clemens von Alexandrien in seiner Schrift „*Quis dives salvetur*" in gesundester Weise die Stellung der Christen zum Reichtum bespricht, so ist allerdings auch hier nicht zu generalisieren: viele waren in ihrer asketischen Stimmung theoretisch unklarer. Aber praktisch hat die Gesamtkirche jener Zeit reichen Gläubigen gegenüber keine andere Stellung eingenommen,

2. Der Disposition des kirchengeschichtlichen Stoffes folgt bei Haeckel im Eingang des Abschnitts über das Urchristentum ein Absatz über die Quellen zur Geschichte des ältesten Christentums: die Evangelien und die Paulusbriefe. Von diesem Absatz habe ich den ersten Teil, der sich mit den Evangelien befaßt, schon in meinem offenen Briefe kritisiert. Haeckel hat gegen diese Ausführungen nichts gesagt. Mithin muß, da er auf den zweiten von mir in dem offenen Briefe berührten Punkt in seiner Erklärung eingegangen ist, seine in der Erklärung bezeugte Abneigung gegen eine Ant-

[1] *Omnia indiscreta apud nos praeter uxores (Apol. 39).*
[2] *Euseb. h. e.* 8, 1, 7 ff.

wort sich auf diesen Punkt beziehen. Ich verstehe das; denn eine Rechtfertigung war hier unmöglich. Trotzdem muß ich auf die Sache zurückkommen, weil Herr Dr. X. in seinem Nachwort sich mit dem Schilde des wissenschaftlichen Unparteiischen vor den Angegriffenen gestellt hatte. Zwar hat Dr. X. inzwischen die Haltlosigkeit seiner halben Verteidigung Haeckels eingesehen, allein es beleuchtet die Sache, wenn ich seine Einwendungen nicht einfach unter den Tisch fallen lasse. Ich bemerke daher unter Verweisung auf meinen offenen Brief folgendes:

a) Herr Dr. X. fand (S. 51 [; oben S. 21 f.]), es sei „einer wissenschaftlichen Polemik kaum angemessen", daß ich „über dem harmlosen Druckfehler ‚327' sieben Zeilen verliere". Harmlos war bei Dr. X. der Druckfehler „über dem"; doch kein verständnisvoller Leser meines „offenen Briefes" wird mir zugetraut haben, daß ich bei Haeckel die „mildere Annahme" eines Druckfehlers für die wahrscheinlichere gehalten habe. Wäre diese „mildere" Annahme richtig gewesen, dann wäre Dr. X.'s Lektion über wissenschaftliche Wohlanständigkeit berechtigt gewesen. Allein Dr. X. hatte sich desselben flüchtigen Lesens schuldig gemacht wie ich: Haeckel setzt auch S. 366[1] das Konzil von Nicaea ins Jahr 327. Und daß nicht beide Male ein „harmloser Druckfehler" vorliegt, beweist „die Quelle", auf welche Haeckel „sich großenteils stützt": Saladin schreibt S. 188:

> Diese Art Literatur — nachgeborene Evangelien und Episteln sind gemeint — wuchs zu einem solchen verworrenen Wust heran, daß man im Jahre 327 ein Konzil von 318 Bischöfen[2] nach Nicaea berief.

Haeckel wird gewußt haben, daß mein höflicher Spott berechtigt war. Deshalb schwieg er. Ob er nun seinen Beschützer bedauert, dem infolgedessen beim Auffangen des Hiebes der Schild den Dienst versagen mußte?

b) Dann muß er's zweimal tun. Denn selbst bei dem schlimmeren Vergehen gegen wissenschaftlichen Anstand, das

---

[1] [In der Volksausgabe (S. 127 b) ist auch an dieser zweiten Stelle die richtige Jahreszahl eingesetzt.]

[2] Die Teilnehmerzahl 318 ist legendarisch: „etwa 300" ist sichere Überlieferung; die erhaltenen Unterschriften sind unvollständig (vgl. *Patrum Nicaenorum Nomina ed.* Gelzer, Hilgenfeld, Cuntz, Leipzig 1898).

die 10 Zeilen über Pappus in Dr. X.'s Augen darstellten, bin ich schuldlos. Ich war schon bei meinem offenen Briefe von Haeckels Ignoranz so fest überzeugt, daß ich den Spott wagte, obwohl ich natürlich ebenso gut wie Herr Dr. X. weiß, daß man vom „Neuen Testament des Erasmus" spricht, wenn man seine Ausgabe meint. Haeckel hat in der Tat Pappus für einen Kirchenvater gehalten, weil — nun, weil die Quelle, auf die er großenteils (und in der ganzen schönen Geschichte vom Bücherhüpfen!) sich stützt, ihn so belehrte. Saladin sagt S. 189:

Pappus erzählt uns in seinem Synodikon, daß die endliche Feststellung des Kanon in ganz anderer Weise geschah. Er sagt, man habe usw.

c) Herr Dr. X. hatte sich auch auf sachliche Argumente eingelassen und den Beweis versucht, daß Haeckels Behauptung, unsere vier Evangelien seien auf der Synode zu Nicaea aus der Menge der apokryphen ausgeschieden, dennoch nicht so horribel sei. Er hatte sich dabei, obwohl er 1891 hier die *facultas* für Religion in der Prima sich erworben hat und also einige Beziehungen zur theologisch-wissenschaftlichen Arbeit hätte haben können, mit unter das Urteil gestellt, welches A. Harnack, dessen internationalen Ruf und wissenschaftliche Unbefangenheit auch seine Gegner nicht leugnen, vier Wochen nach meinem offenen Briefe in Nr. 49 der Christlichen Welt vom 7. Dezember 1899 über die Dilettantenarbeit in der Theologie gefällt hat. Und aus sachlichem Interesse — nicht mehr in direkter Polemik gegen Dr. X. — füge ich auch jetzt noch diese Ausführungen Harnacks hier ein. Harnack schrieb:

Das Jahr 1899 hat uns die „Welträtsel" des Herrn Haeckel und das zweite Stück der „kirchlichen Fälschungen" des Herrn Thudichum gebracht. Jener behauptet, die vier Evangelien seien auf dem Konzil zu Nicaea aus einem Haufen von widersprechenden und gefälschten Handschriften ausgesucht oder durch ein perfides Taschenspielerkunststück ausgesondert worden; dieser will bewiesen haben, daß der Hebräerbrief im vierten Jahrhundert gefälscht worden sei. Jener ist ordentlicher Professor der Zoologie in Jena, dieser ordentlicher Professor des Kirchenrechts in Tübingen. Beide haben theologische Kollegen am Orte neben sich; der eine verkehrte seiner Zeit mit Hase und Lipsius, der andere mit Weizsäcker, um nur diese Forscher zu nennen. Beide haben augenscheinlich ihren theologischen Kollegen samt und sonders so mißtraut, daß sie sich

von ihnen nicht Rats erholen wollten. Sie haben aber auch der gesamten theologischen Arbeit dieses Jahrhunderts mißtraut. Der Zoologe hielt sich ihr gegenüber lieber an die absurdeste Fabel, die er aufzutreiben vermochte; der Jurist zog es vor, sich mit voller Wahrung seiner Selbständigkeit zu blamieren.

Aber haben sie sich wirklich vor den Augen aller gebildeten Deutschen, in deren Hände ihre Schriftstücke fallen, blamiert? Wenn der Professor der katholischen Theologie in Münster, Bautz, schreibt, die feuerspeienden Berge seien ein Beweis für die Existenz des Fegfeuers, so geht das durch alle Zeitungen, und der arme Mann ist für immer gerichtet. Aber über biblische Schriften darf man das Törichtste behaupten, darf Tatsachen, die kein Kundiger bezweifelt, und urkundliche Beweise beiseite schieben, darf in den Tag hineinsprechen, ohne sich um die wissenschaftliche Arbeit zu kümmern — und kann doch dabei seine Reputation als Gelehrter und Professor behaupten!

Woher kommt das? ..... An sich sind die Aufstellungen der Herren Haeckel und Thudichum einfach lächerlich; aber als Theologen gewohnt, die ernste Seite an den Dingen herauszufinden, wollen wir uns mit dem Lachen nicht begnügen. Jene trübseligen Machwerke lehren uns, daß die theologische Wissenschaft noch immer nicht den vollen Kredit besitzt, weil sie eine alte Schuld noch nicht völlig getilgt hat. usw.

Dr. X. hatte freilich darin Recht, daß der Verfasser des Synodikon auch an die Evangelien gedacht haben kann. Ich hielt das für ausgeschlossen, weil apokryphe Evangelien als Rivalen der kanonischen nicht mehr im Gesichtskreise eines so späten Schriftstellers lagen. Doch ich gebe zu: er kann an sie gedacht haben. Ob er's wirklich getan hat, wie Dr. X. annahm oder annimmt, ist nicht auszumachen. Doch liegt mir an der Kritik dieser Annahme gar nichts. Denn was jener späte Schriftsteller gedacht hat, ist gänzlich gleichgültig; mit meinem Gegenbeweise hängt dies gar nicht zusammen. Der beruhte auf den beiden Thesen: 1. das Nicaenum hat sich überhaupt nicht mit Abgrenzung des Kanon beschäftigt, und 2. hätte es dies getan, so wäre eine Ausscheidung der kanonischen Evangelien unnötig gewesen, weil die Vierzahl der Evangelien schon im letzten Viertel des zweiten Jahrhunderts feststand. Gegen diese Argumente richteten sich Dr. X.'s Laien-Einwände. Dr. X. hat inzwischen gegenüber dem Consensus der wissenschaftlich-theologischen Arbeit die geringe Bedeutung seiner Einwendungen selbst erkannt. Doch im sachlichen Interesse gebe ich den Beweis für meine beiden Thesen:

α) „Daß auf dem Konzil von Nicaea auch Verhandlungen über den Kanon gepflogen worden seien, beruht auf einem, längst als solches erkannten Mißverständnis des Baronius (Annales ad ann. 97 Nr. 7. vgl. Augusti, Versuch einer historisch-dogm. Einleitung in die hl. Schrift S. 217)", sagte Credner schon vor 40 [46] Jahren.[1] Eusebs Schweigen, das Schweigen der auf die Synode bezüglichen Briefe Konstantins, das Schweigen der Kanonverzeichnisse des Athanasius und Gregor von Nazianz, die nach dem Nicaenum bleibenden Schwankungen: — das alles schließt die Annahme, daß das Nicaenum sich mit Abgrenzung des Kanon beschäftigt hätte, absolut aus.

β) Die von mir Herrn Dr. X. gelieferte Notiz bei Hieronymus: *hunc librum (Judith) synodus Nicaena in numero sanctarum scripturarum legitur computasse* „kann gar wohl so verstanden werden, daß die nicänischen Väter in irgend einer Verhandlung einmal das Buch Judith wie ein kanonisches zitiert und gebraucht, somit faktisch anerkannt haben"[2]; und „den Professor der Kirchengeschichte an das Hebräerevangelium zu erinnern", war in der Tat unnötig. Denn als Kirchenhistoriker weiß ich, 1. daß eine Reihe von Kirchenvätern, und zwar die, die das Hebräerevangelium nicht kannten, im Hebräerevangelium — irrig — lediglich einen hebräischen Matthäus gesehen haben, also kein fünftes Evangelium neben den vier, 2. daß das Hebräerevangelium das Evangelium einer Gruppe von Judenchristen war, die seit dem letzten Viertel des 2. Jahrhunderts neben der Kirche standen, daß also ihr Evangelium nichts für die Kirche beweist, 3. daß zwar noch bei Clemens Alexandrinus (Ende des 2. Jahrh.), obwohl auch er schon den Evangelienkanon kennt,[3] das Hebräerevangelium unbefangen zitiert wird, daß aber bereits an der Art, wie Origenes es anführt,[4] erkennbar ist, daß der Kanon unbefangene Benutzung verbot.[5]

---

[1] Gesch. des neutestamentlichen Kanon [1860], S. 207.

[2] Hefele, Konziliengeschichte I² S. 371.

[3] Vgl. z. B. Jülicher, Einleitung S. 302.

[4] *Scriptum est in evangelio quodam, quod dicitur secundum Hebraeos, si tamen placet alicui suscipere illud non ad auctoritatem, sed ad manifestationem propositae quaestionis* (in Matth. 19, 19 Comment., tom. XV, 14, ed. de la Rue III, 671 Anm.).

[5] Vgl. Handmann, Das Hebräerevangelium, Leipzig 1888, S. 26 ff. Hier

γ) Das „Feststehen von nur vier Evangelien in der Kirche seit der Zeit des Irenaeus, Clemens, Tertullian“ ist in der wissenschaftlichen Theologie der Gegenwart anerkannt, und Origenes, auf den Dr. X. rekurrierte, sagt ausdrücklich: *Et ut sciatis, non solum quatuor evangelia, sed plurima esse conscripta, e quibus haec, quae habemus, electa sunt et tradita ecclesiis . . . Ecclesia quatuor habet evangelia, haereses plurima, e quibus quoddam scribitur secundum Aegyptios, aliud juxta duodecim apostolos.*[1]

3. Nachdem Haeckel seine Unwissenheit hinsichtlich der Geschichte der Evangelien bekundet hat, wendet er sich zu den Paulusbriefen:

Nächst den Evangelien sind bekanntlich die wichtigsten Quellen die 14 (größtenteils gefälschten!) Episteln des Apostels Paulus. Die echten paulinischen Briefe (der neuern Kritik zufolge nur drei: an die Römer, Galater und Korinther) sind sämtlich früher niedergeschrieben als die vier kanonischen Evangelien usw. (S. 361).[2]

Was Haeckel hier von der „neueren“ Kritik aussagt, das bezieht sich auf die Tübinger Kritik der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Von ihr stammt auch dasjenige her, was Haeckel in dem bereits erörterten Abschnitt über die Evangelien von deren Ursprungszeit weiß: die drei ersten Evangelien (Matthäus, Markus, Lukas) seien im Anfang des zweiten Jahrhunderts, das Evangelium nach Johannes in dessen Mitte entstanden. Nun hat aber die in Wahrheit „neuere“ Kritik längst eingesehen, daß die Kritik der „Baur'schen“ oder „Tübinger“ Schule weit über das Ziel hinausgeschossen hat. Selbst Haeckels Jensener Kollege Hilgenfeld, der ein Schüler Baur's ist, und modifiziert noch heute Tübinger Traditionen verteidigt, hat schon in seiner Einleitung (1875) die Echtheit von sieben Paulusbriefen (1. Thess., Rö., 1. u. 2. Kor., Gal., Philem., Philipper) angenommen. Und seitdem ist auch die

---

findet der Leser S. 45—62 (besonders S. 60—62) auch eine erschöpfende Behandlung der (von Dr. X. S. 51 [oben S. 23] berührten) Stellung, die der eitle Hieronymus zum Hebräerevangelium einnahm (er hat's wahrscheinlich absichtlich wider besseres Wissen als einen hebräischen Matthäus ausgegeben).

[1] Tom. I in Luc., ed. de la Rue III, 933; ed. Lommatzsch V, 86 f.

[2] [In der Volksausgabe (S. 125 f.) hat Haeckel die Zahl 14 in 13 und das „nur drei“ in „nur vier“ geändert.]

gar nicht im Verdacht des Traditionalismus stehende Kritik noch viel konservativer geworden. Jülicher bezeichnet als pseudopaulinisch nur den Hebräerbrief und die Pastoralbriefe. Allein der erstere erhebt gar nicht den Anspruch paulinisch zu sein und hat im Abendlande erst nach der Mitte des 4. Jahrhunderts die Anerkennung eines Paulusbriefes gefunden (Jülicher S. 101), und selbst von den Pastoralbriefen, die auch ich für pseudopaulinisch halte, kann man mit Krüger[1] u. a. annehmen, daß ihrem Verfasser echte Briefe oder Brieffragmente an die beiden Adressaten zu Gebote gestanden haben mögen. Ebenso darf es gegenwärtig wohl als Consensus der Kritik gelten, daß die drei ersten Evangelien noch dem 1. Jahrhundert, der Zeit zwischen ca. 65 und 100 angehören — nur für Lukas gibt Jülicher die Zeit zwischen 80 und 120 frei —, und daß das Johannesevangelium sicher vor 125 entstanden ist. Harnack fixiert in seiner Chronologie der altchristlichen Literatur die Entstehungszeit des Markusevangeliums auf 65—70, die des Matthäus auf 70—75, die des Lukas auf 78—93, endlich die des von ihm nicht für johanneisch gehaltenen Johannesevangeliums auf 80—110, und in der Vorrede zu dieser seiner „Chronologie der altchristlichen Literatur" äußert er p. X sq.:

> Es wird eine Zeit kommen, und sie ist schon im Anzug, in der man sich um die Entzifferung literarhistorischer Probleme auf dem Gebiet des Urchristentums wenig mehr kümmern wird, weil das, was hier auszumachen ist, zu allgemeiner Anerkennung gelangt sein wird — nämlich das wesentliche Recht der Tradition, wenige bedeutende Ausnahmen abgerechnet.

Daß die Vorstellungen über die Entstehungszeit der neutestamentlichen Schriften die Haeckel auskramt, nicht auf der Höhe der Wissenschaft stehen, ist demnach zweifellos. Auf die Höhe Haeckelscher Ignoranz führt — um von der katholischen, nicht evangelischen Zählung von 14 Paulinen zu schweigen[2] — erst die Erkenntnis, daß Haeckel die von F. C. Baur für echt gehaltenen vier Paulusbriefe als drei zählt.

---

[1] Geschichte der altchristlichen Literatur, Freiburg 1895 S. 11. Ebenso Harnack, Die Chronologie der altchristlichen Literatur I 1897 S. 480.

[2] Daß der Hebräerbrief [der bei der Zahl 14 mitgezählt ist] gar nicht von Paulus geschrieben sein will, hat schon Luther erkannt.

Daß es zwei Korintherbriefe des Apostels gibt, weiß er nicht! Und solch ein Mann, der in Bezug auf das Christentum nicht einmal mehr über Volksschulwissen verfügt, will über „Wissenschaft und Christentum“ reden!

4. Daß die nächsten 14 Seiten (362—375)[1] der Skandala nicht so viele bringen, wie S. 360 f. und 376—80, kommt wesentlich daher, daß Haeckel sich hier in allgemeineren Reflexionen bewegt. Freilich zeigen auch diese, daß Haeckel Sachkenntnis nicht besitzt. Die Ausführungen über die Zustände des Mittelalters z. B. (S. 363—68)[2] sind zwar danach angetan, dem aufgeklärten Philister das Gruseln beizubringen, „wissenschaftlich“ aber stehen sie auf sehr niedrigem Niveau, wenn überhaupt Zerrbilder derart noch als wissenschaftliche Leistungen angesehen werden können. Doch liegt's in der Natur der Dinge, daß leicht nachweisbare Dummheiten in diesen allgemeineren Betrachtungen seltener sind: nur am Einzelnen läßt sich kurz die Ignoranz dartun. Nichtsdestoweniger geben auch diese Seiten nicht wenige Proben Haeckelscher „Wissenschaftlichkeit“. Ich stelle sie kurz zusammen:[3]

a) Die aufgeklärte Theologie der Neuzeit konstruiert daher teilweise ihr ideales Christentum mehr auf Grund der Paulusbriefe als der Evangelien, so daß man dasselbe geradezu als Paulinismus bezeichnet hat (S. 361 f.).[4]

Dieser Satz ist in seinem ersten Teile das Gegenteil vom Richtigen — denn der Rückgang auf die Jesusworte der

---

[1] [Volksausgabe S. 126—130].

[2] [Volksausgabe S. 126—128].

[3] Dabei sehe ich von allem ab, was nur unsicher, schief oder parteiisch ist. Nur eins möchte ich anmerkungsweise erwähnen. Die Bemerkung auf S. 369 [Volksausgabe S. 128 b], Luther habe „die gewaltige Geistestat des Kopernikus als Narrheit verworfen“, ist sachlich nicht unrichtig. Aber Haeckel verrät nicht, daß es sich hierbei nur um ein Tischgespräch handelt, bei dem vielleicht nicht einmal der Name „des neuen Astrologi“, „des gedacht wurde“, genannt ist (vgl. Luthers Werke, Erl. Ausg. 62, 319 und Köstlin, Martin Luther II, 526). Luther scheint von Kopernikus nie mehr gehört zu haben, als jenes Tischgespräch ihm zutrug. Von der „gewaltigen Geistestat“ des Kopernikus hat er also gar keinen Eindruck bekommen können.

[4] [Volksausgabe S. 126 a].

synoptischen Evangelien und die gleichzeitige Abweisung der Paulinischen „Dogmatik“ charakterisiert die Tendenz der liberalen Theologie der Gegenwart —; und im Schlußglied zeigt sich ein lächerliches *Quid pro quo.*

b) Auch von den beiden Eltern des Paulus war (neueren historischen Forschungen zufolge) der Vater griechischer, die Mutter jüdischer Rasse (S. 362).[1]

Diese Behauptung ist barer Unsinn. „Bin ich doch selbst ein Israelite aus Abrahams Samen und Benjamins Stamm“ (Röm. 11, 1), „Ich bin mit acht Tagen beschnitten, aus dem Volk Israel, dem Stamme Benjamin, Hebräer von Hebräern“ usw. (Phil. 3, 5; vgl. auch 2. Kor. 11, 22) — so sagt Paulus selbst; und zweifellos zuverlässig ist auch die Apostelgesch. 23, 6 ihm in den Mund gelegte Äußerung: Ich bin ein Pharisäer, ein Pharisäersohn.[2]

c) Von den 410 Millionen Christen, welche die Erde gegenwärtig bewohnen, bekennt die größere Hälfte, nämlich 225 Millionen, den römischen, nur 75 Millionen den griechischen Katholicismus und 110 Millionen sind Protestanten ... In Asien zählt der Buddhismus heute noch 503 Millionen, die Brahmareligion 138 Millionen, der Islam 120 Millionen Anhänger (S. 363).[3]

Die Wertlosigkeit dieser statistischen Angaben kann für die Christenzahlen schon dadurch bewiesen werden, daß man ihre Quelle dartut: Haeckel hat diese Zahlen aus Saladin (S. 156). Nicht nur wir Theologen, auch die Statistiker und Geographen rechnen mit andern Zahlen. „Hübners Geographisch-statistische Tabellen“, herausgegeben von Professor Fr. v. Juraschek, berechneten vor zwei Jahren [1898] die Zahl der römischen Katholiken auf 254 500 000, die der griechischen Katholiken auf 106 480 000, die der Protestanten auf 165 830 000,

---

[1] [In der Volksausgabe S. 126, ist das „war“ in „soll ... sein“ geändert worden. Der Unsinn bleibt der gleiche. — Und welche obskure „neuere historische Forschung“ Haeckel hier (zweifellos indirekt) benutzt hat, ahne ich nicht.]

[2] *υἱὸς Φαρισαίων* „Nicht nur der Vater, sondern auch frühere Vorfahren des Paulus haben hiernach zur Pharisäerpartei gehört“ (Wendt — ein Jenenser Kollege Haeckels —, die Apostelgeschichte, 1899, S. 362). In Haeckels Irrtum wirkt dunkle Kunde davon nach, daß schon der Vater des Paulus das römische Bürgerrecht hatte (vgl. Apostelgesch. 22, 28).

[3] [Volksausgabe S. 126 b.]

die „andrer Christen“ auf 8 130 000 (47. Ausg. für 1898 S. 91); sie rechnen also mit 535 Millionen Christen; und der Göttinger Geograph Professor Hermann Wagner gab vor Jahresfrist [1899] die Zahl der Christen auf 556 Millionen an.[1]

Die Zahlen, die Haeckel für Asien gibt, sind nicht richtiger. Bei den Buddhisten ist die statistische Konfusion freilich im allgemeinen groß: 470, 367, 315, 245, 100 Millionen werden genannt.[2] Haeckel zählt gar 503 Millionen. Die großen Zahlen kommen daher, daß die, welche sie geben, alle Chinesen und Japaner als Buddhisten gezählt haben. Genaue Angaben sind unmöglich, weil reinliche Scheidung der Buddhisten, Taoisten, Shintoisten und Konfuzianer undurchführbar ist. Professor v. Juraschek berechnet die Zahl der Buddhisten in Asien auf 120 750 000, die der Brahmanen auf 214 370 000, die der Muhammedaner auf 127 260 000.

d) Wie weit diese Entstellung der Wahrheit — gemeint ist die ultramontane — selbst in wissenschaftlichen Werken geht, davon liefert ein auffälliges Beispiel der ultramontane Professor der Geschichte Johannes Janssen in Frankfurt a. M.; seine vielgelesenen Werke (besonders die „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters“, in zahlreichen Auflagen erschienen) leisten das Unglaublichste an dreister Geschichtsfälschung (S. 365).[3]

Daß Janssen schon am 24. Dezember 1891 gestorben ist, scheint Haeckel nicht zu wissen; es ist auch offenbar, daß er von Janssens zahlreichen Werken vor seiner Geschichte des deutschen Volkes keine Kenntnis hat; denn seine Charakteristik „der Werke“ Janssens trifft auf die Mehrzahl derselben nicht zu. Dennoch verallgemeinert Haeckel flugs, was er aus Lenz' trefflicher Kritik über Janssens Geschichte gehört hat. Und doch läßt sich die Frage aufwerfen, ob Janssen nicht noch mehr wissenschaftliches Gewissen hatte, als Haeckel besitzt; und Ignoranz konnte man Janssen nicht vorwerfen. — *Quis tulerit Gracchos de seditione querentes!*

e) Daß der Cölibat im elften Jahrhundert eingeführt sei (S. 368),[4] ist zwar ein oft nachweisbarer Laien-Irrtum, aber

---

[1] Nach einer Mitteilung seines Schwiegersohnes in der Allgemeinen Missionszeitschrift, XXVI, S. 164, Anm.

[2] Vgl. Allg. Missionszeitschrift, XXI, 566.

[3] [Volksausgabe S. 127a.]

[4] [Volksausgabe S. 128a.]

doch eben ein Irrtum, der nur aus Unkenntnis sich erklärt. Die Institution ist viel älter; ihre Durchführung aber ließ noch im 15. Jahrhundert viel zu wünschen übrig.[1]

f) Der ultramontane Klerus (— und im Verein mit ihm die orthodoxe „Evangelische Allianz" —) mußten naturgemäß jenen mächtigen Eroberungen des freien Geistes den heftigsten Widerstand entgegensetzen (S. 371).[2]

Daß hier die „Evangelische Allianz" zum orthodox-evangelischen Pendant des Ultramontanismus gemacht wird, erklärt sich nur aus Unkenntnis ihres Wesens und ihrer Geschichte.

g) Endlich setzte sechs Jahre später, am 13. Juli 1870, der streitbare Kirchenfürst im Vatikan seinem Aberwitz die Krone auf, indem er für sich und alle seine Vorgänger in der Papstwürde die Unfehlbarkeit in Anspruch nahm. Dieser Triumph der römischen Kurie wurde der erstaunten Welt fünf Tage später verkündet, am 18. Juli 1870, an demselben denkwürdigen Tage, an welchem Frankreich den Krieg an Preußen erklärte ... Als man im vatikanischen Konzil am 13. Juli 1870 zur Abstimmung über das Dogma von der Unfehlbarkeit schritt, erklärten sich nur drei Viertel der Kirchenfürsten zu Gunsten desselben, nämlich 451 von 601 Abstimmenden (S. 373).[3]

Die Abstimmung vom 13. Juli war eine provisorische, und außer den 451 *„Placet"* wurden 62 Stimmen mit *„Placet juxta modum"* abgegeben; nur 88 Stimmen mit *„Non placet"*. In der entscheidenden Sitzung stimmten 533 Konzilsmitglieder für die Vorlage, nur zwei dagegen, und diese Sitzung wurde nicht am Tage der französischen Kriegserklärung, sondern am Tage vorher gehalten. Der Irrtum Haeckels liegt hier freilich nicht auf kirchengeschichtlichem Gebiet: die Kriegserklärung erfolgte am 19. Juli.

h) Wenn man die lange Reihe der Päpste und der römischen Kirchenfürsten, aus denen sie gewählt wurden, nach den Maßstäben der reinen christlichen Moral[4] mustert, ergibt sich klar, daß die große Mehrzahl derselben schamlose Gaukler und Betrüger waren (S. 374).[5]

---

[1] Vgl. z. B. den Artikel „Cölibat" von Emil Friedberg in der Real-Encyklopädie von Hauck (IV, 205 ff.).

[2] [Volksausgabe S. 129 b.]

[3] [Volksausgabe S. 130 a.]

[4] an der Haeckel freilich im 19. Kapitel viel auszusetzen hat.

[5] [Volksausgabe S. 130 b.]

Hier zeigt sich eine sehr angreifbare Allwissenheit in Bezug auf geschichtlich nicht erkennbare Dinge — „Heuchler sind seltener, als die oberflächliche Beurteilung der Menschen anzunehmen pflegt“ [1] — und eine ebenso unberechtigte Unwissenheit in Bezug auf das, was über die Geschichte der Papstwahlen in der ersten Hälfte des Mittelalters nicht nur erkennbar, sondern längst erkannt ist. Hat Haeckel nie von den deutschen Päpsten des 11. Jahrhunderts, nie von den Adelspäpsten des 10. und 11. Jahrhunderts gehört, die vorher nicht einmal Kleriker der römischen Kirche waren? Daß der Papst aus der Zahl der Kardinäle gewählt wird, ist erst seit 1059 Regel geworden, und als „Kirchenfürsten“ sind die Kardinäle höchstens seit dem 12. Jahrhundert zu bezeichnen.

i—l) Weniger einschneidend und bedeutungsvoll als die Encyklika und als das Dogma der Infallibilität des Papstes erscheint vielleicht das Dogma von der unbefleckten Empfängnis. Indessen legt nicht nur die römische Hierarchie auf diesen Glaubenssatz das höchste Gewicht, sondern auch ein Teil der orthodoxen Protestanten (z. B. die Evangelische Allianz). Der sog. „Immakulat-Eid“, d. h. die eidliche Versicherung des Glaubens an die unbefleckte Empfängnis Mariä, gilt noch heute Millionen von Christen als heilige Pflicht. Viele Gläubige verbinden damit einen doppelten Begriff; sie behaupten, daß die Mutter der Jungfrau Maria ebenso durch den „Heiligen Geist“ befruchtet worden sei, wie diese selbst. Demnach würde dieser seltsame Gott sowohl zur Mutter als zur Tochter in den intimsten Beziehungen gestanden haben (S. 375).[2]

Es ist ein eigenartiges Zusammentreffen, daß dieses widerwärtige Satzgefüge zugleich ein Nest von Dummheiten ist: Haeckel hat hier nur sich selbst prostituiert.

i) Zunächst kennt er das römische Dogma nicht, gegen das er polemisiert. Die päpstliche Konstitution vom 10. Dezember 1854, die es verkündigte, besagt: *pronuntiamus et definimus doctrinam, quae tenet, beatissimam virginem Mariam in primo instanti suae conceptionis fuisse singulari omnipotentis dei gratia et privilegio, intuitu meritorum Christi Jesu, salvatoris humani generis, ab omni originalis culpae labe praeservatam immunem, esse a deo revelatam atque idcirco ab omnibus fidelibus firmiter constanterque credendam.*[3] Daß Maria das

[1] Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, III, 758.

[2] [Volksausgabe S. 130f.]

[3] *Denzinger, Enchiridion, Symbolorum*, 6. Aufl. Würzburg 1888, § 1502.

natürliche Kind ihrer beiden Eltern gewesen ist, wird von dem römischen Dogma nicht im geringsten geleugnet. Das nur behauptet das Dogma, daß Maria in dem Augenblicke, da sie empfangen wurde *(conceptio passiva)*, durch Gott vor einer Befleckung mit der Erbsünde behütet wurde.[1]

k) Bei dieser Unkenntnis Haeckels ist es begreiflich, daß er es fertig bringt, zu behaupten, auch ein Teil der orthodoxen Protestanten lege auf den von Pius IX. verkündeten Glaubenssatz (vgl. S. 375 mit 373)[2] das höchste Gewicht. Es ist das barer Unsinn, — eine Verwechslung des römischen Dogmas über die *conceptio passiva* der Maria, das vor 1854 jeder Katholik bestreiten durfte, mit dem auf Grund von Matth. 1 und Lukas 2 schon in dem alten römischen Taufsymbol des zweiten Jahrhunderts von Jesu behaupteten und nicht nur „von einem Teile der orthodoxen Protestanten", sondern von allen Protestanten, die sich als „orthodox" ansehen, festgehaltenen *„natus de spiritu sancto et Maria virgine"*. Daß auch die „Evangelische Allianz" sich einmal für diesen alten Symbolsatz engagiert hat, ist möglich; ich habe es nicht feststellen können. Das aber ist zweifellos, daß zur „Evangelischen Allianz", die von der konfessionellen Orthodoxie mehrfach (namentlich zur Zeit des Berliner Allianztages, 1857) hart angegriffen worden ist, nicht wenige Protestanten sich gehalten haben, die das, worauf evangelische Christen das höchste Gewicht zu legen haben, in etwas anderem fanden, als in der Parthenogenesis. In Ferney-Voltaire bei Genf stehen dicht nebeneinander eine katholische und eine evangelische Kirche: vor ersterer steht eine an das Dogma von 1854 erinnernde sog. Immaculata-Säule; letztere zeigt im Frontispiz die — aus 1. Kor. 1, 23 stammende — Inschrift: „Wir aber predigen Christum, den Gekreuzigten".

l) Blühender Unsinn ist auch — selbst, wenn Haeckel hier nicht mehr auch an „einen Teil der orthodoxen Protestanten" gedacht hat — die Behauptung, daß Millionen von Christen

---

[1] Vgl. Simar, Lehrbuch der [katholischen] Dogmatik, 4. Aufl., Freiburg 1899, I, 493; Wetzer und Welte, Kirchenlexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie, 2. Aufl., Artikel „Empfängnis" (IV, 456—74).

[2] [Volksausgabe S. 131a mit 130a.]

noch heute den sog. „Immakulat-Eid“, „d. h. die eidliche Versicherung des Glaubens an die unbefleckte Empfängnis Mariä“, als heiligste Pflicht ansähen. Der sog. „Immakulaten-Eid“ ist das eidliche Versprechen, die Lehre von der *immaculata conceptio* (die vor ihrer Dogmatisierung im Jahre 1854 schon jahrhundertelang von einem Teile der katholischen Theologen verfochten wurde) nach Kräften eifrig zu verteidigen. Er ist als Lehrgelöbnis für ihre Doktoren zuerst von der Sorbonne (im 15. Jahrhundert) eingeführt, und andere Universitäten (auch Wien, Köln und Mainz) haben diesen Pariser Brauch akzeptiert. Daß dieser Immakulaten-Eid auch außer Zusammenhang mit dem akademischen Leben abgelegt ist, ist mir unwahrscheinlich; Karl Hase nahm es an, wenn er erzählte, Joseph II. habe ihn für Österreich, ja für den Kaiser selbst, 1782 aufgehoben.[1] Jedenfalls aber hat die große Menge der katholischen Laien mit diesem Eide nichts zu tun.

5. An letzter Stelle habe ich die Ausführungen zu beleuchten, die Haeckel S. 376—380[2] über die Herkunft Jesu zu geben, sich nicht gescheut hat. Ich habe sie schon in meinem offenen Briefe *ad absurdum* zu führen versucht; doch hat sie Haeckel in seiner Erklärung inhaltlich aufrecht erhalten. Ich kann das nur dadurch mir verständlich machen, daß Haeckel eingesehen hat, ein Nachgeben würde all den Schmutz, den er hier auskramt, auf ihn fallen lassen. Das kann ihm aber nicht erspart werden. Von dem, was ich in meinem „offenen Briefe“ gesagt habe, brauche ich nichts als eine irrelevante Kleinigkeit eines Satzes zu widerrufen. Aber ich muß deutlicher werden und bemerke deshalb in möglichster Kürze folgendes:

Haeckel fand in seinem Buche (S. 378)[3] die einzige geschichtlich zuverlässige Nachricht über Jesu Herkunft in dem Satze: „Josephus Pandera, der römische Hauptmann einer kalabresischen Legion, welche in Judaea stand, verführte Mirjam von Bethlehem, ein hebräisches Mädchen, und wurde der Vater von Jesus.“ Die Erklärung (S. 50) hält dies fest.

---

[1] Polemik, 6. Aufl., S. 404. Vgl. dagegen A. Jäger, Kaiser Joseph II. und Leopold II. Wien 1869 S. 151.

[2] [Volksausgabe S. 131f.]

[3] [Volksausgabe S. 131b am Ende.]

Diese historische Angabe entnahm Haeckel in seinem Buche (S. 377 f.) einem „der 40—50 apokryphen Evangelien“, welche „die Kirchenväter selbst aufzählen“ (bezw. „den apokryphen Evangelien“, S. 379), und dem „Sepher Toldoth Jeschua“ (S. 378).[1]

Demgegenüber habe ich in meinem offenen Briefe erstens angedeutet, daß die „40—50 apokryphen Evangelien, welche die Kirchenväter selbst zählen“, nur ein glänzender Beweis für Haeckels unglaubliche Unwissenheit sind. Ich füge hier hinzu, daß diese Weisheit wohl auf sehr flüchtiger Benutzung des Buches von *Paul de Régla* beruht, das ich schon zur Zeit meines offenen Briefes kannte.[2] *P. de Régla* gibt nämlich S. 396 ff. ein „Verzeichnis jener unechten Evangelien, die zu unserer Kenntnis gelangt sind und von den Kirchenvätern aufgezählt werden“, — und diese Liste schließt mit Nr. 40. *P. de Réglas* Liste nötigt nicht zu der Annahme, er habe nicht gewußt, daß von den Kirchenvätern der eine diese, der andere jene Evangelien nennt; er verkennt auch nicht, daß mehrere seiner Nummern identisch sind (8 = 32; 18 = 30; 21 = 22; 33 = 39). Voller Torheiten ist freilich auch seine Liste: es figuriert in ihr z. B. auch das „*evangelium aeternum*“, d. i. ein Name für die drei apokalyptischen Schriften des Joachim von Floris († 1202). Eine rechte, fette Dummheit aber ist erst unter Haeckels Hand aus dieser Weisheit *de Réglas* geworden.

Zweitens hatte ich die Tatsache geltend gemacht, daß kein apokryphes Evangelium die Panthera-Geschichte enthalte, eines derselben aber, das im vierten — schwerlich, wie Tischendorf meinte, im zweiten — Jahrhundert entstandene sog. Nikodemus-Evangelium den jüdischen, anscheinend auf illegitime (voreheliche?) Erzeugung Jesu durch Joseph hindeutenden Vorwurf kenne, Jesus sei „aus der Sünde gezeugt“.[3]

---

[1] Vgl. den Text oben S. 15 f. Über die Änderungen der Volksausgabe vgl. was S. 16 Anm. 1 und 3 gesagt ist.

[2] Das Buch ist nichts wert; deshalb ist jede Mark, die man seinetwegen ausgibt, „verschwendet“. Herr Dr. X. (vgl. seine Bemerkung S. 50, 2; oben S. 21) scheint das Buch nicht zu kennen, oder versteht den Ton unwilligen Spottes nicht. Jedenfalls wäre es ehrlich gewesen, wenn er seinen Lesern verraten hätte, welches Buch von mir so scharf kritisiert war.

[3] *ἐξ ἁμαρτίας εἶ γεγεννημένος*, Tischendorf, *Ev. apocr.* 291. Der Text

Es blieb also nichts weiter übrig — und darauf hatte ich drittens hingewiesen — als die Annahme, daß Haeckel seine schmutzige Geschichte (durch Mittelglieder) aus dem von ihm auch genannten „Sepher Toldoth Jeschua“ (oder richtiger *Sepher Tolᵉdoth Jeschu*)[1] entnommen habe. Wörtlich freilich findet sich Haeckels Satz in keiner der mir bekannten Rezensionen dieses Buches. Denn in der Rezension Wagenseils wird erzählt, daß Mirjam, eine hebräische Jungfrau aus Bethlehem, die den Weibern die Haare zu flechten pflegte, die Verlobte eines gewissen Jochanan, von Joseph Pandira, einem tapfern aber liederlichen Kriegsmann aus dem Stamme Juda — noch dazu zur Zeit ihrer Menstruation — verführt und so die Mutter Jesu geworden sei;[2] nach der Rezension von Joh. Jac. Huldreich war Mirjam, die Haarkräuslerin, an einen gewissen Papus verheiratet, aber sie entlief ihrem Manne mit Joseph Pandira aus Nazareth am Versöhnungsfeste und wurde von ihm die Mutter Jesu und anderer Söhne und Töchter; in der von E. Bischoff edierten jüdisch-deutschen Fassung (Leipzig 1895) ähnelt die Erzählung derjenigen der Rezension Wagenseils, doch ist der Pandira nur als

A (*ibid.* 224): *ἐκ πορνείας γεγέννησαι* weist auch nur auf illegitimen Verkehr Josephs mit Maria; denn die Rechtfertigung durch die andern anwesenden Juden erfolgt auch hier durch die Bemerkung: *οἴδαμεν ὅτι ἐμνηστεύσατο ὁ Ἰωσὴφ τὴν Μαρίαν* (*p.* 225).

[1] Die Schreibung „*Sepher Toldoth Jeschua*“ in meinem offenen Briefe hat Herr Dr. X. irrig als „Druckfehler“ angegriffen. Da die (u. a. aus Theol. Stud. u. Krit. 1873, S. 83 mir bekannte, wenn auch mir nicht vorliegende) Ausgabe der *Tolᵉdoth* von Joh. Jac. Huldreich (nach Rösch a. a. O.) nicht den Schmähnamen „*Jeschu*“ bietet, den Eisenmenger an der von mir zitierten Stelle I, 105, anwendet, sondern die gewöhnliche Form „*Jeschua*“, so wäre eine Verbesserung der Zitierungsweise Haeckels an diesem Punkte ebenso kleinlich gewesen, wie Verhandlungen über die richtige Transskription von *Tolᵉdoth*. Ich habe daher einfach, und zwar bei erster Anführung in Anführungszeichen, Haeckels Titel beibehalten. Selbst für einen „Fachmann“ wäre das tadellos gewesen, geschweige denn für einen Kirchenhistoriker, der, wie Dr. X. als einstiger Religionslehrer wissen konnte, im Hebräischen weiterzuarbeiten selten Veranlassung hat. Ich wenigstens gestehe offen, daß die Kenntnis des Hebräischen und Syrischen, die ich in Lagardes Schule mir erworben hatte, sich in den seitdem verflossenen 20 [26] Jahren nur verringert hat. Dilettanten wie Saladin und Haeckel zu kontrollieren, reicht's aber noch.

[2] Bei Eisenmenger, Entdecktes Judentum I, 105 ff.

„Hurenhengst“ und als Sohn eines Zimmermanns charakterisiert. Dennoch war mir zur Zeit meines „offenen Briefes“ zweifellos, daß in dieser *Tol^e^doth-Jeschu*-Erzählung die Schmutzquelle fließe, auf die Haeckel sich „gestützt“ hatte.

Das halte ich auch jetzt noch fest. Doch muß ich eins berichtigen. Es war unvorsichtig von mir — das gebe ich Herrn Dr. X. gern zu —, daß ich die Datierung „des *Sepher Tol^e^doth Jeschu*“, die ich in den mir zugänglichen Büchern fand („frühestens 13. Jahrhundert“), einfach aufnahm, obwohl ich sie nicht kontrollieren konnte und kann.[1] Allein meine „Siegesgewißheit“ beruhte, wie Herr Dr. X. wohl hätte nachempfinden können, nicht auf der Richtigkeit dieses Datums.[2] Wenn Herr Dr. X. mit seiner These, daß noch erhaltene Fassungen der *Tol^e^doth Jeschu* bis ins elfte Jahrhundert zurückgehen, Recht hat — und ich traue seiner auf diesem Gebiete zweifellosen Sachkenntnis das zu —, was macht's? Ich hätte, wie sieben Zeilen später, mit E. Bischoff (vgl. unten Anm. 2) „das Mittelalter“ als Entstehungszeit des *Sepher*

[1] Es ist, soviel ich weiß, über diese Literatur sehr wenig gearbeitet. In Graetz's vielbändiger Geschichte des Judentums habe ich — vielleicht infolge ungenügenden Suchens — nichts über sie gefunden. Die allgemeine Bemerkung Abraham Geigers, die jüdische Literatur habe bis zum zwölften Jahrhundert ziemlich jede Beziehung auf die Tochterreligion übergangen, erst im zwölften Jahrhundert seien einzelne Schriften verfaßt, um die Wahrheit des Judentums gegen das Christentum aufrecht zu erhalten, sowie die Schwächen, welche man in dem entgegengesetzten Glauben wahrzunehmen meinte, aufzudecken (Die Stellung des Judentums zum Christentum im 13. und 14. Jahrhundert. Offenes Sendschreiben an den evangelischen Ober-Kirchenrat. Breslau 1871 S. 11 f.), könnte, da Geiger dann vom 13. Jahrhundert — allerdings ohne der Literatur noch zu gedenken — sagt, erst damals hätten die Verhältnisse sich wesentlich umgestaltet, die These begünstigen, jene giftige Literatur sei nicht vor der Drangsalszeit des 13. Jahrhunderts entstanden.

[2] [Der oben (S. 60) genannte Herausgeber der jüdisch-deutschen Rezension der *Tol^e^doth*], E. Bischoff [den Dr. X. nicht desavouieren wird], sagt von der Kritik der Person Jesu, welche die durch „das mittelalterliche Christusbild“ abgestoßenen Juden in den *Tol^e^doth* übten: „Uns sollte dergleichen, auch von Christen beliebte Pseudokritik eine Mahnung sein, die Person Jesu Christi aus den Höhen der Metaphysik immer mehr in die Tiefen des Herzens zu führen“ (Ein jüdisch-deutsches Leben Jesu, Vorrede S. 8). Meine Siegesgewißheit beruhte darauf, daß ich Haeckel die Wege der „Christen“ gehen sah, an die E. Bischoff hier dachte.

Tol^edoth Jeschu angeben können, dann hätten meine Leser die Zeit von ca. 600 an zur Verfügung gehabt, und doch wäre der Eindruck meines Satzes der gleiche gewesen. Daß diese Erzählungen auf einen sehr viel älteren Grundstock zurückgehen, das habe ich gar nicht verhehlt: ich selbst habe Haeckel auf die ihm unbekannte Celsus-Stelle aufmerksam gemacht und unter Hinweis auf eine Abhandlung, die den Zusammenhang dieser Celsus-Stelle mit einer Reihe von Talmudstellen behandelt, mich für die Annahme entschieden, daß Celsus „wiedergebe, was er von Juden seiner Zeit gehört hatte". Allein nicht um den Grundstock handelt sich's bei Haeckel. Haeckel zitiert in Anführungszeichen eine Form der Geschichte, die, weil „Pandera" in ihr „Hauptmann einer kalabresischen Legion" geworden ist, gegenüber den edierten Texten der *Tol^edoth* sekundär ist. Ich bin nun Herrn Dr. X. sehr dankbar dafür, daß er durch seinen Nachtrag zu Haeckels Erklärung (S. 54 f. [; oben S. 25]) mich gelehrt hat, daß diese *Tol^edoth*-Erzählung noch heute als Tradition fortlebt. Dann wird wohl die von Haeckels obskurem Gewährsmann — Saladin ist's nicht — benutzte Rezension einer Zeit viel nach dem 13. Jahrhundert angehören.

Keinesfalls dem „ersten Jahrhundert". — Damit komme ich zu Haeckels „Erklärung".[1]

Haeckel hat in dieser „die apokryphen Evangelien" als Quelle der Panthera-Geschichte aufgegeben, dagegen den Celsus eingefügt. Diese zweifellose Verbesserung seiner Position verdankt er mir. Er hätte — das wäre ehrlicher gewesen — sagen dürfen, daß ich ihn hier eines Bessern belehrt habe. Oder fürchtete er, daß er mit solchem Eingeständnis sich Vorwürfen aussetze, wie er sie gegen ultramontane Geschichtsforschung erhebt, wenn er von der „Verlogenheit dreister Geschichtsfälschung" spricht? Ich zweifle nicht so leicht an der *bona fides* eines Menschen; ich werfe deshalb Herrn Professor Haeckel nicht „Verlogenheit" und „dreiste Geschichts-

[1] [Die folgenden Ausführungen mußten viel gelehrtes Detail bringen. Ich würde sie jetzt gern kürzen, wenn die schweren Anklagen, die ich auf Grund dieser Ausführungen unten S. 66 f. erhoben habe, ohne sie verständlich wären. Von jenen Anklagen aber kann kein Tittelchen zurückgenommen werden. Haeckel hat sich über sie ausgeschwiegen.]

fälschung“ vor. Das aber sage ich, daß er, indem er „die apokryphen Evangelien“, die er den kanonischen an Alter und Glaubwürdigkeit zur Seite stellt, als Quelle der Pantherа-Geschichte anführte, während er von Celsus nichts wußte, sich ein Maß von Ignoranz gestattet hat, bei welchem ein normales wissenschaftliches Gewissen Schweigen anstatt absprechender Urteile gefordert hätte.

Neben Celsus nennt Haeckel jetzt als positive Quellen „gleichzeitige und frühere Talmudstellen, besonders das noch ins erste Jahrhundert gehörige »Sepher Toldoth« (nicht S. T. Jeschua)“. Letztere Angabe verdankte er Dr. X. Der hat in seinem Nachwort (S. 53 [; oben S. 23 f.]) auf eine bei Laible (Jesus Christus im Thalmud, Berlin 1891) S. 31 angeführte Stelle aus der Mischna des Talmud („Jebamoth IV, 13 Bl. 49 a“) aufmerksam gemacht, in der auch Laible den Vorwurf ehebrecherischer Geburt gegen Jesus ausgesprochen findet. An der betreffenden Stelle nämlich sagt ein Rabbi Simeon ben Azzai, der der jüngeren Gruppe der zweiten Generation der Tannaim (90—130 n. Chr.) angehört, nach Laible:

Ich fand zu Jerusalem ein Buch der Genealogieen, darin war geschrieben: Jener N. N. ist ein Bastard von einem verheirateten Weibe.

Laible hat in den — von Dr. X. auch in dem gelehrten Beiwerk auf S. 53 [oben S. 24] benutzten — erläuternden Ausführungen zu dieser Stelle (S. 32) zu begründen versucht, daß mit dem N. N., von dem in ihr die Rede ist, nur Jesus gemeint sein könne. Dr. X. hat das akzeptiert (gleichwie ich im ersten Druck dieser Broschüre es akzeptiert habe) und hat dann, für „Buch der Genealogieen“ das inhaltlich korrespondierende hebräische Wort einsetzend, die Stelle folgendermaßen wiedergegeben:

Ich fand zu Jerusalem ein Sepher Tholdoth, worin geschrieben stand: Jener Mann [= Jesus] ist ein Bastard von einem verheirateten Weibe.

Nun war Haeckel wenigstens einigermaßen „gerettet“. Denn vor jedem, der vom Hebräischen nichts versteht und nicht näher zusieht, deckte diese schöne Talmudstelle Haeckels Blöße: Haeckel hatte nur den [talmudischen] „*Sepher Tolᶜdoth*“ mit dem „*Sepher Tolᶜdoth Jeschu*“ verwechselt; das hatte er berichtigt; seine wissenschaftliche Ehre war wiederhergestellt.

Allein selbst wenn die Stelle so lautete, wie Dr. X. sie wiedergibt, und wenn sie sich auf Jesus bezöge, — selbst dann wäre diese Rettung Haeckels mißglückt.

Denn ein *Sepher Tolᵉdoth* ist ja, wie Dr. X. nicht verheimlicht, nichts weiter als „ein Geschlechtsregister", „ein Buch der Genealogieen". Wenn ein Rabbi, der Jesum als Bastard verlästern wollte, sich auf „ein *Sepher Tolᵉdoth*" berufen hätte, so hätte er ungefähr ebenso gehandelt, wie ein moderner Verleumder, der im entsprechenden Falle auf Einsicht in das Standesamtsregister sich beziehen würde; — an ein irgendwie dem späteren „*Sepher Tolᵉdoth Jeschu*" verwandtes Buch wäre nicht zu denken. Auch Dr. X. tat das nicht. Schon deshalb erfüllte es mich mit Verwunderung, daß Dr. X. „durch einen Briefwechsel mit Professor Haeckel sich davon überzeugt" hatte, Haeckel — der den Talmud in den betreffenden Ausführungen seines Buches gar nicht erwähnt! — habe „jenes talmudische ‚Sepher Tholdoth' im Auge gehabt, als er die unklare Notiz niederschrieb, das Sepher Tholdoth Jeschua bestätige die Angabe eines apokryphen Evangeliums über Jesu Erzeugung und »jener Geschichtsschreiber« erzähle, der Centurio Joseph Pandera habe Mirjam verführt etc." (S. 53 [; oben S. 24]).

Vollends wundersam ward mir diese „Überzeugung", wenn ich bedachte, daß in jener Talmudstelle, ebenso wie in der parallelen Stelle des Nikodemus-Evangeliums, von „Pandera" ja gar nichts steht, während Haeckel noch in der „Erklärung" seinen „kalabresischen Hauptmann Josephus Pandera" festhält. Woher stammt dieser kalabresische Hauptmann? Haeckel läßt ihn jetzt — in seiner Erklärung — aus Celsus stammen. Aber Celsus hat weder den Vornamen „Joseph", noch die Hauptmanns-Epauletten, noch Kalabrien! Überdies war Celsus Herrn Professor Haeckel, der ihn auch noch keines Blickes gewürdigt hat, zur Zeit der Abfassung seines Buches ganz unbekannt. Wenn Haeckel, als er in seinem Buche die „historische Angabe" über den kalabresischen Hauptmann Joseph Pandera mitteilte, jene von Dr. X. angeführte Talmudstelle „im Auge gehabt hätte", so — nun so hätte er ja von sich aus die Geschichte weitergesponnen, und merkwürdigerweise ganz ähnlich wie die *Tolᵉdoth Jeschu*-Bücher. Das kann

man doch Haeckel nicht zutrauen; — er hat zweifellos seine in Anführungszeichen gegebene „historische Angabe“ irgendwoher wörtlich entnommen. Und daß diese seine Quelle nicht „das thalmudische Sepher Tholdoth“, sondern — gewiß vermittelt — eine Rezension des mittelalterlichen *Tol^e^doth-Jeschu*-Buches gewesen ist, davon wird jetzt wohl jeder Leser dieser Zeilen überzeugt sein.

Dr. X.'s andersartige „Überzeugung“ ist mir schon im ersten Druck dieser Broschüre unbegreiflich gewesen. Schon damals bemerkte ich, Dr. X. sei gewiß wahrhaftig gewesen, wenn er nicht sage, ein „Brief“ Haeckels habe ihm seine „Überzeugung“ beigebracht, sondern ein „Briefwechsel mit Prof. Haeckel“ habe ihn überzeugt.

Inzwischen ist dies ganze schöne Gebäude, das Dr. X. und Haeckel aufgebaut hatten, völlig zusammengebrochen. Irriges Vertrauen zu Dr. X.'s talmudischer Gelehrsamkeit hat mich verhindert, selbst die Entdeckung zu machen, daß es auf ganz hohlem Grunde ruht: — ich hatte für den ersten Druck dieser Schrift die von Laible und Dr. X. benutzte Talmudstelle nicht nachgesehen. Herrn Lazarus Goldschmidt in Charlottenburg, dem ich zum Dank für eine freundliche Auskunft ein Exemplar dieser Broschüre gesandt hatte, verdanke ich die Erkenntnis, daß Haeckels Selbstrechtfertigung und Dr. X.'s Rettungsversuch so haltlos sind, wie ich's mir nicht hatte träumen lassen. Mit Hilfe der Mitteilungen des Herrn Goldschmidt und unter Beirat meines verehrten Freundes und Kollegen Dr. Kautzsch kann ich nun auch an dieser Stelle meiner Schrift, in der ich unwissenschaftlich die Sache nicht selbst bis auf ihre Quelle verfolgt hatte, wissenschaftlich reine Bahn machen.

Zunächst ist zweifellos, daß die betreffende Stelle der Mischna (Traktat Jebamoth 4, 15, al. 13) **von einem *Sepher Tol^e^doth* gar nichts sagt:** dem deutschen „Buch der Genealogieen“ bei Laible **entspricht hebräisch: *m^e^gillat joch^a^sin.***[1]

[1] Mir liegt die Mischna-Ausgabe von W. H. Lowe, Cambridge 1883 (vgl. hier p. 71b Z. 9f.) und die von Jost (Berlin 1832—34; vgl. hier III p. 7b sq.) vor. Von Herrn Goldschmidt höre ich, daß nicht nur die unzensierte editio princeps des Talmud, sondern alle ihm zugänglichen Ausgaben ebenso lesen.

Sodann ist zum mindesten überaus wahrscheinlich — ich sage nicht mehr, weil ich selbst hier kein sicheres Urteil fällen kann; doch bemerke ich, daß Herr Lazarus Goldschmidt, der Israelit ist und seinen Talmud kennt, es für ganz gewiß hält —, daß in dieser Mischna-Stelle von Jesus gar nicht die Rede ist. Es handelt sich an der Stelle lediglich um den Begriff des „Mamser", d. i. des Bastards, der nach 5. Mos. 23, 3 (Luther 23, 2) von der Gemeinde ausgeschlossen sein soll. Wörtlich übersetzt lautet der ganze Abschnitt:[1]

Wenn Jemand seine geschiedene Frau wieder nimmt oder die, welche an ihm die Chaliza (d. i. das 5. Mos. 25, 9 geforderte Schuh-Ausziehen) vollzogen hat, oder deren Verwandte nachmals heiratet, so muß er sich von ihr trennen, und das Kind ist ein Mamser. So Rabbi Akiba. Die (anderen) Gelehrten sagen: das Kind ist kein Mamser. Sie stimmen aber darin überein, daß, wenn einer die nahe Verwandte seiner geschiedenen Frau heiratet, das Kind ein Mamser ist. Was ist ein Mamser? Jedes Kind aus einem Verwandtschaftsgrade, in welchem die Beiwohnung verboten ist. So Rabbi Akiba. Simeon, der Themanite, sagt: nur aus solchen verbotenen Verwandtschaftsgraden, durch deren Nichtachtung man göttliche Ausrottungsstrafe verwirkt. Und seine Ansicht ist die gesetzliche Tradition. Rabbi Josua sagt: nur aus solchen Ehen, um deren willen man von Rechts wegen den Tod verdient. Rabbi Simeon ben Azzai erzählt zur Bestätigung der Meinung des Rabbi Josua: Ich habe ein Geschlechtsregister in Jerusalem gefunden, worin geschrieben stand „der und der [X. oder N. N.] ist ein Mamser von einer verehelichten Frau".[2]

Wer der N. N. ist, ist für die Deduktion des Rabi Simeon ganz irrelevant; es kommt ihm nur darauf an, daß er in der Jerusalemer *Mᵉgillat jochᵃsin* diesen im Ehebruch erzeugten N. N. als „Mamser" bezeichnet fand. Daß Jesus gemeint sei, ist nirgends angedeutet.

Wie ist's also bei dieser „Rettung" und Selbstverteidigung Haeckels zugegangen? — Dr. X. hat trotz der überlegenen Sprache des Talmudkenners, die er in seinem Nachwort führt, den Talmud bei seiner „Rettung" nicht eingesehen; er hat

---

[1] Ich halte mich in der Übersetzung vornehmlich an die der Jostschen Ausgabe in hebräischen Lettern beigegebene deutsche Übersetzung. Eine andere deutsche Übersetzung bietet Joh. Jac. Rabe, Mischnah, III, Onolzbach 1761, S. 22; eine französische findet der Leser bei M. Schwab, Le Talmud de Jérusalem VII, Paris 1885, S. 72f.

[2] Hebräisch: אָמַר שִׁמְעוֹן בֶּן עַזָּאי מָצָאתִי יוּחֲסִין בִּירוּשָׁלַיִם וְכָתוּב בָּהּ אִישׁ פְּלוֹנִי מַמְזַר מֵאֵשֶׁת אִישׁ.

das Zitat aus dem Traktat *J'bamoth* vielmehr aus Laible (oder aus Exzerpten aus Laible) übernommen, hat Laibles „Buch der Genealogieen“ [irrig] ins Hebräische rückübersetzt und dann — „durch einen Briefwechsel mit Professor Haeckel sich überzeugt, daß Haeckel jenes thalmudische *Sepher Tol'doth* im Auge gehabt habe“, das — **gar nicht existiert.** Und Haeckel hat offenbar die gleiche „Überzeugung“ gewonnen, denn er sagt in seiner Erklärung, daß die Nachricht des Celsus gestützt werde

durch gleichzeitige und frühere Nachrichten des Talmud, besonders durch das noch ins erste Jahrhundert gehörige „Sepher Toldoth“.

Eine sittliche Kritik dieses Verfahrens unterlasse ich, — Dr. X. gegenüber, weil er mir brieflich seine unverantwortliche Flüchtigkeit einigermaßen erklärt und sein Bedauern über sein Vorgehen ausgesprochen hat, Professor Haeckel gegenüber, weil ich es nicht mit dem Menschen, sondern mit dem Gelehrten Haeckel zu tun habe. Daher sage ich nur: der **Gelehrte Haeckel konnte sich und seine Gewissenhaftigkeit kaum ärger bloſsstellen, als er es hier getan hat.** Daß er bei seinem Buche nicht an den „talmudischen *Sepher Tol'doth*“ gedacht hat, ist ihm nun bewiesen. Seine Quelle war — vermittelt — der mittelalterliche *Sepher-Tol'doth-Jeschu.*

Stammt nun aber die „historische Angabe“ über Jesu Herkunft, die Haeckel als die einzig zuverlässige ansieht, aus dem *Tol'doth-Jeschu*-Buch, so war der Spott meines „offenen Briefes“ über diese wissenschaftliche Leistung, ja so ist mehr als Spott berechtigt, — wenn die im Talmud, im Evangelium Nicodemi und bei Celsus in ihren älteren Formen, im *Sepher-Tol'doth-Jeschu* in weiterentwickelter Gestalt vorliegenden jüdischen Behauptungen über Jesu unehrliche Geburt weiter nichts als „jüdische Schmähungen“ sind. Haeckel findet, es sei „ein wenig wissenschaftlicher Gegenbeweis, diese einzig positive Angabe kurzweg als jüdische Schmähung abzuweisen“. Also muß ich auch darüber noch reden.

Ich habe geglaubt, so kurzer Hand abkommen zu können, weil die wissenschaftliche Forschung darüber einig ist. Selbst David Friedrich Strauß, „der größte Theologe des 19. Jahrhunderts“ (Haeckel S. 357), von dem Haeckel selbst sagt, daß er weit besser, als er es vermöge, die wichtigsten Gegensätze

zwischen „altem und neuem Glauben“ dargelegt habe (S. 358), — selbst er sagt im Eingange eines vier Jahre nach seinem „Leben Jesu“ erschienenen Aufsatzes „Über den Namen Panther, Pantheras, Pandera in jüdischen und patristischen Erzählungen von der Abstammung Jesu“:[1]

Wie lästernde Juden darauf verfallen sein mögen, dem Manne, den sie in der bekannten Fiktion zum natürlichen Vater Jesu machten, gerade den oben verzeichneten Namen zu geben, und wie einige Kirchenväter dazu gekommen, den gleichen Namen, von welchem die Evangelien nichts wissen, in die legitimen Geschlechtsregister Jesu hineinzutragen, scheint zunächst eine höchst gleichgültige Sache zu sein: jenes, weil die jüdische Lästerung, vorlängst in ihrer eigenen Nichtigkeit zerfallen, keiner Widerlegung mehr bedarf; dieses, weil unser Glaube an Christum auf bessern Gründen als auf genealogischen beruht (S. 15).

Durch diesen Consensus der unterrichteten Gelehrten — dem auch Dr. X. schon in seinem Nachwort beizutreten nicht umhin konnte (S. 54 [; oben S. 24]) — ist die Sache eigentlich erledigt. Doch füge ich zu Haeckels Belehrung die Gründe für diesen Consensus kurz an:

Wir haben in der Literatur eine dreifache Überlieferung über Jesu Herkunft:

1. Die Angabe, Jesus sei Josephs Sohn gewesen. So nahmen jedenfalls zum Teil die alten Judenchristen an (vgl. oben S. 41), so wahrscheinlich ursprünglich auch die Geschlechtsregister (vgl. oben S. 41 Anm. 2), so sagen die Juden in dem (selbst die Parthenogenesis erzählenden) Lukasevangelium,[2] so — ohne daß die Parthenogenesis in diesem Evangelium erwähnt wird — die ersten Jünger und die Juden im Johannesevangelium;[3]

---

[1] Athenaeum für Wissenschaft, Kunst und Leben, Februar 1839, S. 15—30. — Haeckel weiß von den vielen Verhandlungen, die über die Herkunft des Namens Pandera gepflogen sind, gar nichts. Was er selbst darüber sagt (S. 379), indem er den Namen mit der „Pandora“ in Zusammenhang bringt, ist übrigens nicht ganz seine eigene Torheit, sondern stammt — natürlich durch Vermittlungen — z. T. von Joh. Jac. Huldreich her (vgl. Theol. Stud. u. Krit. 1873, S. 88 f.).

[2] 4, 22: Ist das nicht Josephs Sohn?

[3] 1, 46: Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetze und die Propheten geschrieben haben: Jesum, Josephs Sohn, aus Nazareth; 6, 42: Ist dieser nicht Jesus, der Sohn Josephs, dessen Vater und Mutter wir kennen?

2. die Erzählung von der Parthenogenesis in Matth. 1 und Lukas 2;

3. die jüdischen — bald so, bald so lautenden, anfangs unbestimmten, später detaillierten — „Nachrichten“ von einem unehrlichen Ursprung Jesu.

Die an erster Stelle genannte Tradition ist die älteste und natürlichste; die zweite gehört den jüngsten Schichten der biblischen Überlieferung an und ist im Neuen Testament nur an den angeführten Stellen nachweisbar; die dritte ist anscheinend noch jünger[1] und richtet sich überdies durch ihre Vielgestaltigkeit.[2]

Unter diesen Umständen kann die historische Kritik, da der ersten Tradition nichts im Wege steht,[3] sich nur für diese

---

[1] Über das Jahr ca. 130 ist sie, auch in ihrer einfachsten Form, nicht zurückzuverfolgen; und daß sie viel älter sei, macht der Umstand unwahrscheinlich, daß sich im Neuen Testament nicht die geringste apologetische Zurückweisung dieses Vorwurfs findet. Es ist freilich behauptet worden, der erste und dritte Evangelist seien durch Verleumdungen derart bestimmt gewesen, das den Eingeweihten längst bekannte Geheimnis der Parthenogenesis nun weitern Kreisen mitzuteilen. Allein der apologetische Zweck dieser Hypothese ist m. E. einleuchtender, als ihre Haltbarkeit. Viel wahrscheinlicher ist mir und vielen anderen, daß die jüdischen „Nachrichten“ an die christliche Erzählung von der Parthenogenesis anknüpfen (so auch Dav. Friedr. Strauß in der oben S. 68 angeführten Abhandlung).

[2] Vgl. schon Mosheim, Origenes . . . wider Celsus, 1745, S. 81 ff.

[3] Daß Matth. 1, 25 — „Er (Joseph) erkannte sie nicht, bis sie einen Sohn geboren hatte“ — die Annahme dieser Tradition unmöglich mache, ist eine Behauptung von Haeckel (S. 378 f. und „Erklärung“ S. 49, wenn auch ohne Anführung der Stelle), die nur beweist, daß er von der Methode geschichtlicher Forschung gar nichts versteht. Da Matth. 1, 25 ein integrierender Teil der zweiten Tradition ist, ist es ein methodischer Fehler, diesen Vers zu verwenden, wenn man die ganze Quelle, aus der er stammt, für unglaubwürdig hält. — Und die Selbstbezeichnung Jesu als „Gottes Sohn“ kann mit Haeckel (a. a. O.) nur der gegen die erste Tradition geltend machen, dem die schon vorchristlich-jüdische Geschichte des Begriffes „Sohn Gottes“ gänzlich unbekannt ist. — Den gleichen methodischen Fehler, den Haeckel sich hat zu Schulden kommen lassen, begeht übrigens auch Dr. X., wenn er in seiner rationalisierenden Erklärung der Geburtsgeschichte (S. 52) das Übernatürliche wegläßt, dann aber selbst das Detail verwertet. Doch ist nach einer Erklärung von ihm in der Allgem. luther. Kirchenzeitung (1900 Sp. 115) diese ratio-

entscheiden,[1] die an dritter Stelle genannten Nachrichten aber nur für jüdische Schmähungen ansehen.

Haeckel hat, indem er anders urteilte, nicht nur reiche Proben seiner Ignoranz gegeben; nein, er hat sich auch zugleich zu einem **Genossen jener schmutzigen jüdischen Lästerer gemacht, in deren sittlicher Verurteilung auch alle unterrichteten und anständigen Israeliten mit den Christen übereinstimmen werden.**[2]

— — —

V.

Das führt mich zu dem letzten, das ich auszuführen habe.

Ignoranz ist kein Verbrechen. Unrecht wird sie erst, wenn sie sich untersteht, zu urteilen, wo sie nicht urteilen kann. Und verächtlich wird sie, wenn sie ihre grundlosen Urteile in einer Form abgibt, die selbst bei begründeten Urteilen nur Verurteilung verdiente. In dieser Lage ist Professor Haeckel. Wenige Belege werden genügen:

nalisierende Beiseitschiebung der Parthenogenesis von ihm nur διαλεκτικῶς vorgetragen.

[1]) Ich kann es verstehen, daß, wo lebendiger Christenglaube ist, die Pietät diese Entscheidung schwer macht, und da auch historische Gründe geltend gemacht sind, um die zweite Tradition gegen den Vorwurf zu schützen, daß sie zu jung sei (vgl. S. 69 Anm. 1), so vermag ich es niemandem als wissenschaftliche Gewissenlosigkeit auszulegen, wenn er sich durch die Wissenschaft nicht gehindert glaubt, persönlich der zweiten Tradition zu folgen. Das aber habe ich noch im vorigen Jahre [1899] allen denen, die so denken, entgegen gehalten: *no well-informed and at the same time honest and conscientious theologian can deny that he who asserts these things as indisputable facts affirms what is open to grave doubts . . . Anyone who understands anything about historical criticism must concede that the virgin birth (and the ascension on the fortieth day) belong to the least credible of New Testament traditions* (American Journal of theology, July 1899, p. 443).

[2] H. Graetz in seiner „Geschichte der Juden", III, 2. Aufl., S. 222 sagt von Jesus, ohne der Schmähungen seiner Glaubensgenossen mit einem Worte zu gedenken: „Jesus, aus Nazareth, einer Mittelstadt in Niedergalilaea, war der erstgeborene Sohn eines sonst unbekannten Zimmermeisters Joseph von seiner Frau Miriam oder Maria".

Haeckel schreibt in der Fortsetzung der in meinem offenen Briefe zitierten, frei nach Saladin S. 189 gegebenen Erzählung von der Ausscheidung der kanonischen Evangelien auf der Synode zu Nicaea (S. 361):[1]

Sollte ein moderner „Ungläubiger" dieses „Bücherhüpfen" unglaubwürdig finden, so erinnern wir ihn daran, daß das ebenso glaubhafte „Tischrücken" und „Geisterklopfen" noch heute von Millionen „gebildeter" Spiritisten fest geglaubt wird; und Hunderte von Millionen gläubiger Christen sind noch heute ebenso fest von ihrer eigenen Unsterblichkeit, ihrer „Auferstehung nach dem Tode", und von der „Dreieinigkeit Gottes" überzeugt — Dogmen, welche der reinen Vernunft nicht mehr und nicht weniger widersprechen, als jenes wunderbare Springen der Evangelien-Handschriften.

Das ist nicht die Sprache der Wissenschaft! — Wissenschaftlicher Anstand und wirklich feine Bildung würde sich zum mindesten daran erinnert haben, daß u. a. auch der große Philosoph, dem Haeckel hier den Begriff — wenigstens den Wortbegriff — der „reinen Vernunft" entlehnt (Immanuel Kant), ein entschiedener Vertreter des Unsterblichkeitsgedankens war, würde in Erinnerung wenigstens an Hegel auch von dem Trinitätsdogma anders gesprochen haben. Wer diese Überzeugungen auf gleiche Linie stellt mit dem Fürwahrhalten einer Legende, die „Saladins" Unwissenheit als gute Überlieferung ausgegeben hatte, oder mit dem Aberglauben des Tischrückens, der redet nicht die Sprache der Wissenschaft, sondern die des freilich „aufgeklärten", aber ungebildeten und mit faden Witzen operierenden Popularphilosophen à la Karl Friedrich Bahrdt.[2]

Ein zweites Beispiel! Haeckel schreibt S. 378[3] in Anlehnung an die Mitteilung der Panthera-Geschichte:

Natürlich werden diese historischen Angaben von den offiziellen Theologen sorgfältig verschwiegen, da sie schlecht zu dem traditionellen Mythus passen und den Schleier von dessen Geheimnis in sehr einfacher und natürlicher Weise lüften.

Das ist inhaltlich alles andere eher als Wissenschaft — denn eine ganze Reihe „offizieller Theologen" hat sich mit

---

[1] [Volksausgabe S. 125b.]

[2] Vgl. Goethes „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt".

[3] [Volksausgabe S. 132a.]

der Panthera-Geschichte beschäftigt[1] —; und der Form nach ist's eine gehässige Verdächtigung. Mit gänzlich unbegründeten persönlichen Verdächtigungen um sich werfen — ist nicht die Art wissenschaftlicher Diskussion: es ist die Sprache fanatischer und skrupelloser Hetzerei!

Endlich vier zusammengehörige Proben für die widerlichste Eigenart der Sprache, die Haeckel in dem XVII. Kapitel seines Buches sich gestattet:

S. 375:[2] Demnach würde dieser seltsame Gott sowohl zur Mutter als zur Tochter in den intimsten Beziehungen gestanden haben; er müßte mithin sein eigener Schwiegervater sein (Saladin).

S. 377:[3] Ausführlicher erzählt Lukas (Kap. 1, Vers 26—38) die „Verkündigung Mariä" durch den Erzengel[4] Gabriel mit den Worten: „Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten" — worauf Maria antwortet: „Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast". Bekanntlich ist dieser Besuch des Engels Gabriel und seine Verkündigung von vielen berühmten Malern zum Vorwurf interessanter Gemälde gewählt worden. Svoboda[5] sagt darüber: „Der Erzengel spricht da mit einer Aufrichtigkeit, welche die Malerei zum Glück nicht wiederholen konnte. Es zeigt sich auch in diesem Falle die Veredelung eines prosaischen Bibelstoffes durch die bildende Kunst. Allerdings gab es auch Maler, welche für die embryologischen Betrachtungen des Erzengels Gabriel in ihren Darstellungen volles Verständnis bekundeten."

S. 376:[6] Wenn Königstöchter oder andere Jungfrauen aus höheren Ständen, ohne legitim verheiratet zu sein, durch die Geburt eines Kindes erfreut wurden, so wurde als der Vater dieses illegitimen Sprößlings meistens ein „Gott" oder „Halbgott" ausgegeben, in diesem Falle der mysteriöse „Heilige Geist".

---

[1] Vgl. das in Stracks Vorrede zu Laible, Jesus Christus im Thalmud, Berlin 1891, gegebene Literaturverzeichnis. Es bietet die Namen von 17 christlichen Theologen. Und doch sieht es ab von den zahlreichen gelegentlichen Erörterungen der Sache in den ausgeführteren Kirchengeschichten, in der Leben-Jesu Literatur und in Real-Encyklopädieen und historischen Monographieen.

[2] [Volksausgabe S. 131a.]

[3] [Volksausgabe S. 131b.]

[4] Im Evangelium steht „Engel".

[5] Gemeint ist wohl das S. 338 angeführte Buch von Adalb. Svoboda (geb. 1828), Gestalten des Glaubens, 2 Bde., Leipzig 1896 und 97.

[6] [Volksausgaben S. 131a.]

S. 378:[1] Auch andere Angaben desselben — nämlich jenes „Geschichtsschreibers, der mit trockenen Worten „die merkwürdige Novelle“ von Josephus Pandera erzählt — über Mirjam (hebräischer Name für Maria) lauten für die „eine Himmelskönigin“ recht bedenklich.

Das erste Zitat habe ich bei Saladin nicht gefunden; aber dem „Geruch“ nach ist's echt. Auch im zweiten Zitat gibt Haeckel fremde Worte wieder. Aber die beiden letzten Zitate und mehrere Ausführungen verwandter Art auf S. 375 bis 380 beweisen, daß er ein gelehriger Schüler gewesen ist. Sprache der Wissenschaft ist das nicht! Es ist die Sprache eines Vaudeville-Reporters, der mit dem Haut-goût des „Pikanten“ seine Berichte würzt.

VI.

Damit bin ich am Ende. Wer es fertig gebracht hat, meine Ausführungen aufmerksam zu lesen, wird mir zugestehen, **dafs ich an keinem Punkte gegen Professor Haeckel über Glaubensüberzeugungen debattiert oder von Glaubensüberzeugungen aus argumentiert habe.** Ich sage gern mit dem Apostel: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht“ (Röm. 1, 16), und dies Evangelium von Christo ist auch mir die „törichte Predigt“ (vgl. 1. Kor. 1, 21) von dem gekreuzigten und auferstandenen Sünderheiland. **Aber es ist mir heilige Pflicht gewesen, im vorstehenden mich auf solche Dinge zu beschränken, die hiermit gar nichts zu tun haben.** Daß mein „Standpunkt“ in Bezug auf die Welträtsel ein anderer ist, als der Haeckels, das habe ich gewußt, ehe Haeckel sein Buch schrieb. Daß Haeckel auch einen andern „wissenschaftlichen Standpunkt“ einnehme, d. h. in Bezug auf die Frage, was wissenschaftliche Arbeit, wissenschaftliche Methode und wissenschaftliches Gewissen ist, gänzlich anderer Meinung sein könne, als ich, der ich in dieser Hinsicht nur der allgemeinen Gelehrten-Tradition

---

[1] [Diese Stelle hat Haeckel in der Volksausgabe gestrichen. — Sollte der tapfere Streiter gegen römischen Aberglauben vor einer ultramontanen Anklage auf Grund des § 166 sich gefürchtet haben?]

zu folgen mir bewußt bin: das glaubte ich in meinem offenen Briefe zur Ehre des Kollegen noch nicht direkt behaupten zu dürfen. Jetzt glaube ich's nicht nur behauptet, sondern bewiesen zu haben, daß Professor Haeckel in dem von mir geprüften Kapitel seines Buches durch **Verwertung elendester Schandliteratur, durch absprechendes Urteilen bei ärgster Ignoranz und durch einen Ton, der für wissenschaftliche Erörterungen, ja überhaupt, unziemlich ist, gezeigt hat, dafs er ein „normales wissenschaftliches Gewissen" nicht hat.**

Von irgendwelchen Bemerkungen über den für mich nicht kontrollierbaren naturwissenschaftlichen Wert des Buches sehe ich absichtlich ab. Wie es mit dem — auch meinem Urteilsvermögen nicht entzogenen — philosophischen Wert der „Welträtsel" steht, ist inzwischen von anderer Seite gezeigt worden.[1] Doch brauche ich darauf gar nicht hinzuweisen. Allein schon das XVII. Kapitel seines Buches beweist, daß Herrn Professor Haeckel **für die Erörterung der höchsten Fragen, die den menschlichen Geist bewegt haben, das nötige Wissen, der nötige Takt und die nötige Gewissenhaftigkeit fehlen.**

Das sind harte Worte. Meine ganzen Ausführungen sind „ehrverletzend" für Professor Haeckel — in dem S. 26 und S. 42 f. angegebenen Sinne — und sollen es sein. Ich habe so scharf geschrieben und noch dazu die verletzendsten Worte gesperrt drucken lassen, damit Professor Haeckel nicht meint, er könne mit einer neuen Erklärung voll schöner Worte über theologische und naturwissenschaftliche Weltanschauung sich aus der Affäre ziehen. **Nicht den „Standpunkt", nicht die „Weltanschauung" des Herrn Professor Haeckel, — seine wissenschaftliche Ehre habe ich angegriffen,** und zwar so scharf, daß jedes Gericht mich der Beleidigung des Jenenser Kollegen wird schuldig sprechen müssen, wenn ich nicht zugleich den Wahrheitsbeweis für meine Behauptungen erbracht habe.

Auf das Gericht weise ich hin, nicht um die wissenschaftliche Kontroverse vor den Richter zu zerren.[2] Mir

[1] Vgl. über Haeckel als Philosoph die vortrefflichen Ausführungen von Professor Troeltsch in der „Christlichen Welt" vom 15. und 22. Februar 1900 [und namentlich Friedrich Paulsen in den Preußischen Jahrbüchern 1900, S. 29 ff.].

[2] Wenn Herr Professor Haeckel eine Erklärung etwa folgenden In-

soll's recht sein, wenn Professor Haeckel eine wissenschaftliche Selbstrechtfertigung versucht; — ich müßte und würde dann auch diese zerzausen. Es wäre mir zwar nicht unlieb, wenn Professor Haeckel klagte; denn dann müßten auch die politischen Zeitungen über die Sache reden, während jetzt auch manche derjenigen, denen Rezesionsexemplare zugesandt sind, sich in Schweigen hüllen werden (vgl. oben S. 48). Doch ich betone es: nicht deshalb weise ich auf das Gericht hin, nicht deshalb habe ich so scharf geschrieben, um eine Klage zu provozieren. Mein Hinweis darauf, daß ich mich gegen § 185 des Strafgesetzbuches nur dann (durch § 193) gedeckt weiß, wenn ich meine Anklagen bewiesen habe, soll Herrn Professor Haeckel und meinen Lesern zeigen, daß ich **mich bewufst exponiert habe. Es wäre mir feige erschienen, wenn ich mich mit solchen Ausdrücken der Kritik begnügt hätte, die gestattet wären, auch wenn ich sachlich Unrecht hätte.**

Unter diesem Gesichtspunkte wird kein billiger Leser den Ton meiner Kritik mir verdenken. Nur er gibt mir das Recht, zu sagen: wenn Professor Haeckel hinnehmen muß, was ich ihm gesagt habe, so spricht er damit seiner „Wissenschaftlichkeit", wenigstens der seiner „Welträtsel" selbst das Urteil.

---

halts veröffentlichen würde: „Herr Professor Loofs hat aufs neue, und diesmal in maßlosester Weise, ein Kapitel meiner „Welträtsel" kritisiert und die Naivität gehabt, mir zuzumuten, ich solle für die Beleidigungen, die er mir an den Kopf zu werfen, für christlich hält, mir vor dem Richter Genugtuung suchen. Ich erkläre, daß mir für einen derartigen Austrag einer wissenschaftlichen Kontroverse der Geschmack fehlt. Sie mag unausgetragen bleiben; denn sie ist unaustragbar, da die Grundvoraussetzungen und die Überzeugungen eines Theologen, der „sich des Evangeliums von Christo und seines Supranaturalismus", wie er selbst sagt, „nicht schämt", naturgemäß andere sein müssen, als diejenigen eines empirischen Naturforschers" —, so würde ich das für eine ganz faule Auskunft halten. Ich verwahre mich im voraus gegen solches Versteckenspielen. — [Diese Verwahrung hat Herrn Professor aber nicht gehindert, mit solch einer faulen Auskunft sich zu behelfen; vgl. oben S. 8 f.]

Inhalt.

Seite

Vorwort zur fünften Auflage 3
Aus der Vorrede zum englischen Anti-Haeckel 4
I. Einleitung 11
II. „Saladins“ Buch 27
III. Die Verschiebung der Streitfrage durch Haeckel 40
IV. Die „Wissenschaftlichkeit“ Haeckels im XVII. Kapitel seiner „Welträtsel“ 43
V. Der Ton des Kapitels 70
VI. Schluß 73

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.